TARTU ÜLIKOOL · UNIVERSITAS TARTUENSIS · 1632

Vier Jahre in russischen Ketten

Eigene Erlebnisse

von

Helene Hoerschelmann



J. F. Lehmanns Verlag, München

Die deutschen Balten

Zu Hilf und Ehren eines deutschen Bruderstammes.

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. E. v. Bergmann, Dr. Arend Buchholtz, Prof. Dr. Ad. Harnack, E. Mettig, Th. H. Pantaenius, Prof. Dr. Th. Schiemann, Prof. Dr. Leop. v. Schroeder, Dr. Aug. Seraphim, M. v. Sievers-Römershof, Ernst von Wildenbruch herausgegeben von **A. Geiser.**

Quartformat. Volksausgabe M. 3.50, Prachtausgabe M. 8.—

Das schmucke Heft sei jedem empfohlen, der das Baltenland und seine Bewohner kennen lernen und würdigen will.

Baltische Heimat-, Trutz- und Trostlieder

Von **Prof. Dr. Leopold von Schroeder**

80 Seiten. 8°. Preis geh. M. 2.—, gebunden M. 4.—.

Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth

Von **Prof. Dr. Leopold von Schroeder**

Preis geh. M. 12.—.

Dieses Buch würdigt die großen Musikdramen Richard Wagners vom Fliegenden Holländer bis zum Parsival nach ihrer überragenden Bedeutung und sieht in ihnen die Erfüllung der uralten arischen Mysterien und deren Erweckung zu einem völlig neuen, herrlichen Leben. Allen Bewunderern des Wagnerschen Genies, insonderheit der Besucher der Bayreuther Festspiele wird das Werk eine Quelle des Genusses und ein Führer zum tieferen, schöneren Verständnis der großen Dramen sein. Jeder-Gebildete wird für die Vorlage des Buches dankbar sein.

Geschichte der russischen Revolution

Von **Prof. Dr. Axel Freiherrn von Freytagh-Loringhoven**

Teil 1 — Preis: geh. M. 10.—, geb. M. 15.—.

Der berufenste Kenner des russischen Volkes und der russischen Geschichte berichtet in diesem Werke über das Werden und Geschehen der russischen Revolution.

Politik

Eine Einführung in Gegenwartsfragen

Von **Prof. Dr. Axel Freiherrn von Freytagh-Loringhoven**

Preis geheftet M. 10.—, gebunden M. 15.—.

Der Breslauer Rechtslehrer führt auf der Grundlage nationaler Staatsauffassung in die durch den Weltkrieg und Umsturz veränderten politischen Verhältnisse ein. Eingehend wird die neue Reichsverfassung behandelt. Alle neuzeitlichen Fragen, wie Räterepublik, Völkerbund u. a. werden gründlich erörtert.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26

Vier Jahre in russischen Ketten

Eigene Erlebnisse

von

Helene Hoerschelmann



J. F. Lehmanns Verlag, München
1921

Urheber und Verleger behalten sich alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vor.

Copyright 1921, J. F. Lehmann, München.

Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.

Meinen kriegsgefangenen Helden!

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
I.	Alarmruf	5
II.	Die Große Arbeit	9
III.	Deutsche Balten heraus!	17
IV.	Frontdienst	21
V.	Die Hölle	31
VI.	Unter Hochdruck	35
VII.	Jäher Absturz	50
VIII.	Im Kerker	62
IX.	Unfreiwilliger Etappendienst	70
X.	Das Gericht	76
XI.	Neue Wirren und alte Leiden	81
XII.	Der Große Winter	89
XIII.	Die letzte Welle	99
XIV.	Die Flucht	107
XV.	Heimgekehrt	112
	Schlußwort	116

Motto: Lasciate ogni speranza .....

I.

Allarmruf.

Ich war eben aus Riga nach Moskau zurückgekommen, 3 Tage nach der Kriegserklärung war es, und alles stürzte in wilder oft kopfloser Eile heimwärts. Grauenvoll überfüllte Züge — ein wüstes Gedränge — hysterische Frauen — schreiende Kinder — schimpfende Beamte. Kopf an Kopf drängte man sich auf den glutheißen Wandelgängen und Plattformen des Zuges, jeder der ein Plätzchen erhaschte, war froh, auch die auf ihrem Handgepäck kauern konnten priesen sich noch glücklich, denn Unzählige standen Schulter an Schulter gepreßt; man schwitzte, man wurde seekrank, bekam Kopfweh, ging in Staub und Schmutz unter, aber merkwürdig, geschimpft und geflucht wurde eigentlich kaum, wie sonst bei ähnlichen Gelegenheiten die verärgerte Menschheit in erfrischender Weise ein Ventil suchte. Es war etwas Neues in der Luft. Etwas wie ein Anhalten des Lebensatems, eine Spannung zum Reißen, zugleich ein mächtiger schwerer Druck, etwas wie eine bleierne Decke über allen Köpfen. Und Hochtemperatur. Fieberhafte Reden — Vermutungen — Befürchtungen — Hoffnungen. Ab und zu gram — oder angstverstörte blasse Mienen von Müttern und Frauen ... Weiter ab und zu versorgte finsterblickende Männergesichter der deutsch-baltischen Herren. Noch keine Sprachgegensätze, noch keine rassenfeindlichen Zusammenstöße während der Fahrt, allgemein aber der feste Glaube, spätestens bis Weihnachten sei ja doch alles vorüber, was den meisten für eine arg pessimistische Frist gehalten wurde.

Neben all dem Wirrwarr aber stand eins schon jetzt in großen Zügen blutrot am Himmel geschrieben — das Furchtbarste, was es für den Deutsch-Balten geben konnte, was wohl seit Geschlechtern als dunkelstes Gespenst weit zurückgedrängt von einem lebenskräftigen Optimismus hinter den Mauern dieses seit Ewigkeiten in die Zwangsjacken gesteckten schwer, aber unbeirrbar atmenden kleinen Landes eiserner Deutscher lauerte: der Krieg zwischen Deutschland und Rußland. Der offene und zwangsweise Brudermord. Gegen das eigene Blut, das Mutterland, gegen Freunde, Blutsverwandte, oft leibliche Brüder das Schwert ziehen. Das machte die Stirne der Männer so schmerzversteinert, die Gesichter der Jünglinge so zornbebend. Und doch zuckte keiner mit der Wimper. Fahneneid und Kaisertreue, sei's gegen wen es sei, die alte Losung des Deutschen. Das stand außerhalb jeden Konflikts.

Die ersten Tage in dem altgewohnten Moskau, in dessen nächster Umgebung ich 18 Jahre gelebt, bis sich mir zwei Augen für immer geschlossen, auf die mein ganzes Leben gestellt war, und ich nun allein,

völlig allein auf der Welt heimkehrte, diese ersten Tage standen anfänglich völlig unter dem Eindruck meines lastenden persönlichen Schicksals. Ich besaß nichts mehr auf Erden als eine Aschenurne. Denn auch mein geliebtes Heim mußte in alle vier Winde gehen. Es folgten die Tage brennend schmerzvollen Erlebens, dies Glücksasyl eines ganzen Menschenlebens für immer zu verlassen. Alles wurde aufgelöst, verschenkt, verkauft, zerstreut. Halb tot vor seelischer Erschöpfung kehrte ich aus dem zerstörten Waldidyll da draußen in die weißsteinerne Kuppelstadt zurück. Krieg und Kriegsjammer focht mich nicht an vor dem Jammer der Verlassenheit meines Lebens. Ich mietete mir eine ganz kleine Wohnung ziemlich am Rande der Stadt, mein goldtreues Mädchen, das eher gehungert hätte als mich verlassen, nahm ich zu mir und dachte nur eins, hoffte nur eins, daß das Leben mir gnädig sein und mich bald abrufen würde aus der völligen Leere meines Daseins.

In diesen Tagen kam es, daß ich einen längeren Gang in die Stadt mit einer alten Bekannten machen mußte. Noch war das öffentliche Verbot des Deutschsprechens nicht ausgegeben worden, noch fühlte man im allgemeinen starken Straßenleben kaum die bereits heimlich schwelende Feindschaft. Noch knurrte man höchstens, man biß, man schlug, man peinigte uns Deutsche noch nicht. Noch nicht. —

Trotzdem unterhielten wir uns, der Ängstlichkeit meiner Begleiterin wegen, französisch. An der Tram-Haltestelle, wo wir auf den Wagen lange warten mußten, begann es leise zu regnen, wir spannten unsere Schirme auf und in dem Lärm dieses großen Verkehrsplatzes sagte meine sonst schüchterne Begleiterin mit wenig erhöhter Stimme, zufällig einige wenige völlig gleichgültige Worte zu mir. Niemand beachtete uns, nur eine elegant gekleidete, unternehmende und robuste Dame stutzte, wurde dunkelrot und richtete dann zwei kleine funkelnde Augen auf mich, die ich keinen Ton gesagt, durch meine tiefe Trauer oder mein Gesicht ihre Aufmerksamkeit aber offenbar erregt hatte und zischte mich an: „Wie wagen Sie es hier öffentlich deutsch zu sprechen?" Sofort überkam mich die eisige Ruhe, die ja immer die beste Waffe ist, wenn man minderwertigen Menschen gegenübersteht.

„Entschuldigen Sie, sind Sie vom Stadthauptmann ersucht worden die Kontrolle auszuüben, meine Dame?"

„Ich frage, wie wagen Sie es jetzt deutsch zu sprechen! Wir sind in Rußland! Wissen Sie nicht, daß Sie in Feindesland sind?!" alles mit immer schreienderer, zitternder Stimme. Sehr ruhig wiederholte ich noch einmal meine Frage nach dem Deutsch-Sprachenverbot, sah aber bald, daß ich es mit einer Hysterischen zu tun hatte und zog es vor völlig zu schweigen und sie nur unentwegt fest anzusehen. Das schien sie rasend zu machen. Schäumenden Mundes ergoß sich ihr ganzer Haß über mich, sie wollte den Gendarmen rufen, damit er mich auf die Polizeiwache bringe, wozu ich mich ihr mit einer verbind-

lichen Handbewegung völlig zur Verfügung stellte. Sie bekam schließlich einen förmlichen Wutanfall — die Tram kam und kam nicht, der Regen wurde immer stärker —, die Menschen fingen aus Neugier an sich um uns zu sammeln, meine arme kleine schüchterne Begleiterin wurde immer blasser — die Patriotin erbot sich, mir den Schirm an meiner „verfluchten, steinernen Fratze", denn zu diesen Liebkosungen war sie bereits gekommen, zu zerschlagen. — Die Tram zeigte sich am Straßenende — da trat sie noch einmal ganz dicht vor mich hin, hielt mir die geballten Fäuste unter das Kinn dicht an meiner Brust und fauchte mit völlig verzerrtem Gesicht: „So Du willst jetzt davon, dann will ich doch noch einmal vor allen herausschreien, was Du eigentlich bist, damit alle das Wort hören: eine Germanka, Germanka, Germanka!"

Es war ganz seltsam, in diesem Augenblick richtete sich in mir plötzlich etwas kerzengrade auf, steil und eisern und ich antwortete fest und etwas hochmütig: „Ja, ich bin eine Germanka." Da kam auch der Tramwagen. Ich stieg ein, setzte mich auf meinen Platz, hüllte mich tiefer in meinen Schleier und ein heftiges Zittern überkam mich. Zum erstenmal im Leben empfand ich vollbewußt meine Rasse, mein Germanentum. Es war bisher etwas ganz Selbstverständliches, auch von allen Angenommenes gewesen, in den 18 Jahren in Rußlands Herzen, mit unbewußter natürlicher Überlegenheit getragen. Jetzt zitterte es in mir nach „ja, ich bin eine Germanka" und zugleich damit regte sich ein leises Ahnen vom Blut- und Dornenwege, der uns nun vorgezeichnet sein würde in diesem Lande. Nur ein Ahnen, Gott sei Dank, sonst hätte man es nicht ertragen. —

Das war das erste. Einige Tage später erlebte ich etwas, das mein ganzes verlorenes Leben in andere Bahnen lenken sollte. Eines Morgens hörte meine Schwester, Frau Pastor Elisabeth Walter, die gleichfalls in Moskau lebte, und deren Mann und Haus Mittelpunkt und Hort des Deutschtums in den nun folgenden 4 Kriegsjahren wurde. Heute solle wieder ein Trupp Kriegsgefangener nach dem großen Militärspital Peters des Großen, kurzhin genannt „Lefortowo" geschleppt werden.

Wir hatten bisher eigentlich noch nichts von den Kriegsgefangenen gehört. In diesem Augenblick stand es uns, als wir uns verständnisvoll anschauten, fest, hinauszufahren und es uns anzusehen. Die Empfindung leiser, persönlicher Gefahr dabei ahnten wir schon, denn die Luft in der Stadt hatte sich verdichtet. Unausgesprochenes, Bleiernes lag schon in der Luft ... das schreckte uns natürlich nicht. Beladen mit kleinen Vorräten an Brot, Zigaretten, Seife, Taschen- und Handtüchern usw. fuhren wir nachmittags mit der Trambahn hinaus, denn das Spital lag außerhalb der Stadt. Es war ein staubiger, heißer Augusttag. Auf den weiten Grasebenen, um welcher der riesige Häuserblock Lefortowo, hauptsächlich für russische Ver-

wundete bestimmt, lag, war der Schauplatz bunten Treibens. Kleine Leinwandbuden mit Verkaufsständen von Obst, billigem Backwerk und staubigen Süßigkeiten, unzähligen Trupps lagernder Soldaten, umherschlendernde sonnenblumensamenspuckende Weiber, Mädchen, Kinder, ab und zu die langen gezogenen, barbarischen Töne der unvermeidlichen Harmonika. Die Luft voll von Menschen und Tabakdünsten, Staub und Hitze — so gingen wir langsam mit einem eigentümlich krampfartigen Gefühl in der Herzgrube den Weg entlang, den weiter liegenden Hügel hinauf, auf dessen Anhöhe die niedrigen, zur Aufnahme der Kriegsgefangenen bestimmten, Holzbaracken lagen. Ein Zutritt zu ihnen war selbstverständlich auf das Strengste untersagt. Wir hielten am Fuße des Berges, gespannt an den Horizont blickend, dort, wo ganz am Rande der Endpunkt der Trambahn war. Endlos verstrichen uns die Minuten, es wurde immer später. Endlich ein Rotkreuzzug mit 3 Wagen — ganz von weitem, er hielt etwa am Hauptgebäude, es waren wohl „Naschy" — „die Unsern". Wir achteten nicht mehr darauf, hatten uns abgekehrt, blickten müde, heiß und uninteressiert auf das slawische Bild da unten. Da auf einmal — schon ziemlich nahe bei uns — langsam, entsetzlich langsam durch den Staub schleifend, windend, ziehend, ein Häuflein seltsamer Gestalten, ein Knäuel, blaugrau hauptsächlich von weitem anzusehen, ganz zum Schluß ein kleines gelbgraues Ende — seht, da kommen Gefangene flüsterts weiter unten, doch ohne allzugroße Beteiligung. Wir starrten hin, kaum merklich krochen sie näher, endlich unterscheiden wir sie deutlicher. — Ungefähr 150 Kriegsgefangene, kaum 40 Deutsche, alles übrige Österreicher aller Gattungen, aber Gott, in welchem Zustande! Die Kräftigsten schleppten sich, alles übrige humpelte, wankte, einer auf den anderen gestützt, mit notdürftigen Krücken versehen, manche taumelnd, dann wieder stehenbleibend. Sie kamen näher, da sahen wir, daß einige auf allen Vieren krochen, denn Tragbahren gab es nicht. — Manche kaum verbunden oder mit unkenntlichen, schmierigen, zerrissenen Lumpen, die Uniformen zerfetzt, viele barhäuptig, alle unter einer Kruste von Schmutz. Noch näher — jetzt die Gesichter — erdfahl, hohläugig, stumpf oder verbissen und abgezehrt bis auf die Knochen. Wie gelähmt hatten wir auf dies Häuflein Menschenelend gestarrt, jetzt wurden sie von zwei russischen Korporalen barsch in zwei Teile getrieben, je auf eine Seite des Hügels hinaufgehetzt. Wir hatten uns jede schnell an eine Wegbiegung postiert, nun trat ich möglichst unauffällig unter sie. Der Russe war anfänglich zu verdutzt, um es mir zu wehren. Da ich kein einziges Wort sprach, hielt er mich auch wohl für eine Landsmännin von sich und ließ mich machen. Im Nu hatte ich mein Bündel herausgeholt und im Anblick der unerwarteten Schätze stürzten die Armen sich dann wie ausgehungerte Raubtiere auf Beute. Das heißt ... ein Haufen kleiner schwarzer magerer Menschentypen stürzte sich, riß, bettelte, stieß seltsame bellende Klagelaute, in mir völlig fremdem Sprachidiom aus

— eine andere Gruppe in gleicher blaugrauer, nur etwas weniger zerlumpter Uniform streckte die Hände bittend mit seltsam weichem Ausdruck .... nur ganz hinten, finster abgekehrt, stand ein kleines Häuflein gedrungener, trotz ihres Elends sich aufrecht haltender Leute in ungleich besserem Aufzuge, rotgeränderte, runde Feldmützen, stumm mit zusammengebissenen Zähnen. Keiner rührte sich vom Fleck. Das meiste war mir aus den Händen gerissen worden, unwillkürlich hatte ich das Beste behalten. Magnetisch zog es mich zu den Leuten dahinten. Leise und schnell trat ich zu ihnen. „Leute, braucht Ihr mich?" Einige stutzen bei meiner Sprache, andere murmeln ein herbes „Danke schön" und wandten sich. Da trat ich dicht an sie heran und flüsterte: „Brüder, ich bin Deutsche wie Ihr, kommt, nehmt." Nie vergesse ich den Augenblick. Wie ein kurzes Wetterleuchten zuckte es durch diese eisernen Gesichter. Stahlblaue Augen leuchteten einen Augenblick auf. Hier und da ein fester Händedruck, und schnell schüttete ich meine letzten Gaben, alles Geld, was ich zufällig bei mir hatte, in ihre Hände. Noch ein stilles Zunicken, aber schon hatte der Russe den letzten Zipfel dieser kleinen Szene erspäht, im Nu war er da und trieb mit rohen Hieben die Leute auseinander, daß einige torkelten. Ich schob schnell noch einige Handtücher in ihre Hände: „Pack Dich, darfst Du mit ihnen reden, Du!" und schon hatte ich einen kräftigen Faustschlag im Rücken, so daß ich einen Schritt weiterflog. Ich winkte allen nur noch eilig einen Gruß zu und ohne auf meine Schwester zu achten, ging ich möglichst schnell aus der Sehweite des erbosten Führers, um nicht alles zu verderben. Halb benommen legte ich die kurze Strecke bis zur Tram zurück, alles wirbelte in meinem Kopf, die Furchtbarkeit des geschauten Bildes und etwas Stärkeres — das auflodernde und zugleich eiserne Gefühl der Zusammengehörigkeit mit denen drüben und die steil aufbäumende, elementare Rassenfeindschaft zu denen hüben. Wie ich den langen Weg nach Haus gekommen war, stieg ich mit einem Entschluß meine stille Treppe in meine todeinsame Wohnung hinauf: Hier liegt dein Weg. Den und keinen anderen hast du zu gehen. Der und kein anderer kann dir helfen.

II.

Die Große Arbeit.

Um zu den Militärspitälern, — Evakuationsspitäler hießen sie hier — in denen die Kriegsgefangenen lagen, Zutritt zu erhalten, mußte man den offiziellen Eintrittsschein vom Oberkommandierenden des gesamten Militärbezirks, dem General Sandjetzky besitzen. Und das war fast ein Ding der Unmöglichkeit, denn er war ein Wüterich, der seine eigenen Soldaten, die ihn haßten, quälte wie die Kriegsgefangenen. Es war ein Streber schlimmster Sorte, dem es nur um

Beförderung und Stern zu tun war; diesem Moloch war er bereit alles zu opfern, selbst die eigenen, halb verstümmelten schwer kranken Leute, die er massenhaft, zwangsweise wieder an die Front schickte, um der Glorie des Patrioten willen, der dem Vaterland so viel Soldaten wirbt wie keiner. Zwei Damen der Moskauer Gesellschaft, Frau Cornel, eine Ungarin und Frau eines reichsdeutschen Kaufmanns und Frau Dr. Bösebeck, Gattin eines bekannten Arztes, gleichfalls Reichsdeutsche, besaßen vorderhand jede einen solchen Eintrittsschein. Gleich in den ersten Tagen nach Kriegsbeginn, noch vor der grimmen Sandjetzkischen Amtsführung hatten sie es erhalten, als man Spreu von Weizen noch nicht sonderte ... diese zwei Frauen taten unendlich viel Gutes. Sie drangen überall ein, sie fuhren an die weit vor der Stadt liegenden Evakuationspunkte hinaus, um dort die eben ankommenden Schwerverwundeten zu empfangen, ihnen die erste Labung, Kleiderversorgung oder Geldunterstützung zu leisten; sie fuhren in die Spitäler, sie verstanden auch, sich bei den Militär- und Sanitätsbehörden beliebt zu machen durch ihre Drolligkeit und ihr fesches Wesen, man ließ ihnen viel durch und sie lebten ganz der schweren guten Sache, nichts scheuend und vor nichts zurückschreckend, allen körperlichen Anstrengungen trotzend. Leider wurde diesen beiden opfermutigen Frauen nur zu bald, schon wenige Monate nach Beginn ihrer fruchtbringenden Wirksamkeit das Papier genommen, weil sie Frauen Reichsdeutscher waren und der Eintritt zu den Kriegsgefangenen daher leicht Anlaß zu Mißdeutungen geben mußte. Im Stillen haben sie dann das ganze Jahr bis Sommer 1915 noch unentwegt weitergearbeitet, wenn auch nicht mehr in direkter Fühlung, aber durch die Kanzleien der Krankenschwestern; sie waren durch nichts abzuschrecken. Auch war Frau Cornel als Mutter ihres eigenen von ihrem Mann mit offizieller Genehmigung eingerichteten Krüppelheims für Kriegsgefangene ganz in der gleichen Sache gebunden. Im Juni 1915 glückte es beiden nach Deutschland zu entkommen. Ihre Namen seien für alle Zeiten auf der Ehrentafel der Kriegsgeschichte eingeschrieben!

Vorderhand gab's also für mich keine Hoffnung, ich mußte abwarten und mittlerweile öffnete sich für mich ein erstes unerwartetes Pförtchen. Gegenüber dem Evakuationsspital Nr. I lag das große evangelische Frauenheim, dessen Leiterin mir sehr wohlwollte. Sie war mit den Oberärzten des Militärspitals in Verbindung getreten, denn die Nähe und die Verlassenheit der kriegsgefangenen Verwundeten peinigte ihr altes deutsches Frauenherz Tag und Nacht. Diese Ärzte bildeten eine der leuchtenden Ausnahmen dieser Menschengattung in Moskau — sie waren menschenfreundlich und klug genug, um bei dem bereits jetzt fühlbarem Mangel an allem Möglichen unsere Hilfe nicht zurückzuweisen. So ging die alte Dame schüchtern und verstohlen zwar, aber doch in heimlich überquellender Wärme ab und zu hinüber mit nur wenigen gesammelten Sachen — denn in Moskau war man

ängstlich und deutschscheu — und eines Tages fragte sie mich, ob ich nicht mit ihr hin wolle und ihr nicht auch Sachen verschaffen könne? Ob ich wollte! — Flugs sagte ich es meiner Schwester und ihren zwei jungen Töchtern, flugs begann ein heimliches Sammeln, zuerst nur in Moskau, und bereits in 2—3 Tagen hatten wir einige Körbe Wäsche, Wollsachen, Socken usw. zusammen, denn der September stand vor der Tür.

Die Lage, die ich dort antraf, war eine verhältnismäßig günstige, ja, ich kann sagen, in keinem Spital ist das Arbeiten so leicht, Ärzte, Schwester, Pflegepersonal und Aufwärter so menschenfreundlich bzw. so köstlich gleichgültig gewesen. Beide Oberärzte genehmigten aufs freundlichste unseren Zutritt und unsere Hilfe bei den Kriegsgefangenen, auch ohne ein amtliches Papier, ein kaum glaubliches, echt russisches Entgegenkommen. Damit wurde es erst vom Oktober an so streng, ich durfte ganz ohne Kontrolle sämtliche Säle besuchen, alles was ich wollte verteilen, ja nach einigen Malen gestattete mir der leitende Oberarzt sogar die selbständige Leitung der Evakuationen (Abfertigung der ins Landesinnere oder nach Sibirien zu transportierenden Verwundeten). Damals war ich auch noch klug genug (eine Klugheit, die ich später leider außer acht ließ, was mir viel geschadet hat) — mich mit dem gesamten Ober- und Unterpersonal so gut als möglich zu stellen. Hier liebten sie mich alle und ließen mir völlig freie Hand. Diese Hand war den russischen Aufsehern und einfachen Soldaten gegenüber natürlich von beständiger Offenheit . . ., zu den Schwestern herzlich und warm, bittend zu den Ärzten. Es ging prächtig und zum erstenmal konnte ich ab und zu nachts Schlaf finden.

In diesem Spital — es war wie alle innerhalb der Stadt liegenden Spitäler eine große Schule — befanden sich nur wenige Reichsdeutsche, umsomehr Österreicher, Offiziere und Mannschaften und zwar alle Gattungen dieses bald so geliebten armen, reichen und sonderlichen Landes. . . . Die Spitalverwaltung, mit Ausnahme von 1—2 gewissenhaften Ärzten, kümmerte sich eigentlich überhaupt nicht um die Verwundeten. Nicht im Guten und nicht im Bösen. Und das war noch gut. Es war ja ganz bequem, daß irgend jemand von uns täglich da war, die Schwestern waren wohlwollend und gänzlich gleichgültig. Keine von ihnen, fast keiner von den Ärzten konnte ein einziges Wort deutsch! Man ließ alles so gehen wie's ging und da die Witterung anfänglich noch leidlich warm, der Zustrom der Verwundeten noch nicht übermäßig groß, und die Räume groß und sauber waren, sah man hier noch kein nacktes Elend. Die Vernachlässigung von seiten des Sanitätspersonals war zwar beträchtlich, aber wenn ich hinging und für diesen oder jenen Kriegsgefangenen bat und bettelte, half es immer. Im übrigen konnte ich selbst täglich da sein, mit mir meine Schwester und meine jungen Nichten.

Offizierzimmer gab es nur 3—4 zu je 6—8 Offizieren, mehr waren noch nicht da, denn die schwersten Kämpfe lagen noch vor uns;

diese Offiziere waren aber zum Teil recht krank und hilfsbedürftig, sie brauchten bessere Nahrung, brauchten Wäsche, die kleinen unentbehrlichen Bedürfnisse der Kulturmenschen und vor allem Geld, denn ausgeraubt waren sie eigentlich alle! Etwas anderes gab es gar nicht für den von der Front Kommenden; es wäre den russischen Soldaten auch spanisch vorgekommen, das zu unterlassen, es gehörte für sie unbedingt zum Kriegsrecht. Vor allem aber hungerten sie schon jetzt nach deutscher Rede, deutschem Denken und Empfinden und alle, auch die Nichtdeutschen, sehnten sich nach einem guten Wort, einem Händedruck, einem liebenden Auge, nach Verständnis. Die Tatsache des Gefangenseins lastete schwer auf ihnen und Rußland war ihnen allen, besonders aber den Deutschen, auch denen Österreichs, ein unheimlicher und finsterer Begriff. Sie hatten eine gute Witterung was dies Gefühl anbetraf, aber sie ahnten doch nicht, was kommen sollte. Ein gnädiger Gott hielt die Binde vor ihren armen Augen fest, sonst wären sie daran gestorben, des bin ich gewiß. Denn es war erst September, noch war die große Kälte nicht da, noch nicht die Bresche, die Diebstahl und Betrug in den eigenen russischen Vorratsbestand geschlagen, noch nicht der wilde Haß gegen alles Deutsche, denn die großen Verluste begannen eben erst, der gewaltige Siegeszug des Feindes setzte erst ein, die Kunde von den „deutschen Greueln" sickerte erst spärlich durch, noch prangte das verzerrte Bild „Wilhelms des Blutigen" nicht in allen Schaufenstern, noch gab es keine Deutschenhetze in der Stadt, noch durfte man heimlich barmherzig sein, noch war Trösten und Lindern kein Verrat an Rußland. ....

Eines Tages, als ich mit kleinen Paketen und Geldsäckchen versehen in mein geliebtes Spital kam, trat mir gleich im Vorsaal mein guter freundlicher Oberarzt entgegen und sagte mir leise und bedauernd, er dürfe mich leider nicht mehr vorlassen, es seien neue strenge Bestimmungen vom Staate gekommen — wohl infolge von mißliebigen Vorkommnissen, daß kein Fremder mehr Zutritt zu den Kriegsspitälern bekäme, er besäße denn einen vom Oberkommandierenden ausgefertigten Eintrittsschein.

„Verschaffen Sie sich einen solchen und wir werden Sie mit Freuden wieder einlassen, so dürfen wir es beim besten Willen nicht mehr." Ich wandte mich schweigend und ging, wenig Hoffnung, aber eisernes Wollen im Herzen. In den nächsten Tagen hörte ich denn auch, daß man Frau Dr. Bösebeck ihr Papier bereits genommen, daß nun nur noch Frau Cornel arbeitete, — wer weiß wie lange, da sie ja auch eines Reichsdeutschen Frau war. Allerseits erklärte man mir die Erlangung eines Eintrittsscheins für aussichtslos. Ich schwieg und beschloß auch weiterhin zu schweigen nach einem alten Grundsatz: nur nicht vorher von Plänen reden, dann zerrinnen sie vom bloßen Gerede schon zu nichts, auch ärgern und verwirren dich die 365 unvermeidlichen Ratschläge der Deutschen.

Eines Morgens, drei Tage nach dem Vorkommnis im Spital I, machte ich mich auf den Weg. Ich entsinne mich des Gefühls dabei noch gut, es stieg zu höheren Mächten empor im brennenden Flehen.

Zuerst zum Stadthauptmann. Eine dichtgedrängte Menge von Hunderten mit Gesuchen, verstört erregten Mienen — Kriegsgesichtern — in der großen Kanzlei. Es war noch die Zeit des Zarismus, also eine Dame unserer Kreise genoß noch den Vorzug wie ein Mensch behandelt zu werden, so kam ich leidlich bald an die Reihe. Der Stadthauptmann, bisher einer der Allmächtigen, jetzt als halber Deutscher, der er immerhin war, trotz all seines Versteckenspielens seit Kriegsausbruch, empfing mich leidlich ungnädig als er meine Karte gelesen: „Was steht zu Diensten?" „Ich möchte die Kriegsgefangenen besuchen." „Weshalb?" „Weil sie hilflos und ich eine Deutsche bin." Seine Miene verdüsterte sich und er antwortete kurz: „Nicht meine Sache, bitte zum Gouverneur, aber Aussicht ist wenig da." Also weiter zum Gouverneur. Dort in der Kanzlei bereits der Bescheid, daß hier nicht die Instanz dafür. Weiter zur Großfürstin Elisabeth Fedorowna. (Die Witwe des ermordeten Großfürsten Sergius, die Schwester der russischen Kaiserin).

Hinauf zum Kreml, immer mit Paß und Visitenkarte. Ins Palais. „Ihre Kaiserliche Hoheit zu Hause?" „Jawohl, aber bitte zuerst zum Adjutanten, dem General R." Er empfing mich. Ein wirklicher Gentleman, Aristokrat mit der gewinnenden Lebensart des russischen Weltmannes. Ich trug mein Anliegen vor. Leider könne Ihre Kaiserliche Hoheit darin nichts für mich tun. .... (Ich hatte schon davon munkeln gehört, daß diese arme Deutsche, diese bisher so wenig deutsch denkende Prinzessin, ein ziemlich eingekerkertes Dasein seit Kriegsbeginn führte, fast so schlimm wie das ihrer unglückseligen kaiserlichen Schwester). Ich müsse mich direkt an den Oberkommandierenden, General Sandjetzky wenden, er allein hätte die Befugnis für die Eintrittsscheine. Und als er mein offenbar verschattetes Gesicht bei diesem Namen sah, zog er seine Karte heraus, kritzelte einige Worte darauf und fügte hinzu: „oder gehen Sie lieber zu Ihrer Exzellenz, seiner Frau, vielleicht haben Sie da Erfolg. . . ." Ich ging dankend, hoffnungsloser denn je, aber wie von einem Schicksal getrieben. In einer halben Stunde war ich im Vorzimmer der Generalin. „Ihre Exzellenz zu Hause?" „Jawohl, wen kann ich melden?" „Meine Karte." Ich muß hinzusetzen, daß ich über zwei kleine Stützen verfügte. Erstens gab es in Rußland von der sogenannten russischen Linie meines Mannes einige große Generale, deren Namen in Militärkreisen einen hohen Klang hatten, so daß mein Name in Rußland beinahe berühmt war, während man von der weit größeren, rein deutschen Linie aus den baltischen Provinzen, aus der mein Mann, ein Professorenkind des alten Dorpat wie ich selbst, stammte, kaum etwas ahnte. Das zweite, das sogar in meinem Paß vermerkt war, war die Tatsache, daß mein Mann dem Fürsten O.,

einem der reichsten Magnaten des Landes, 18 Jahre als Chefarzt in seinem Hospital gedient hatte.

Ich wurde vorgelassen. Eine richtige russische Generalin alten Provinztyps. Dick, gutmütig, bärbeißig, etwas ergrauender Schnurrbart, in nicht allzu sorgfältigem Morgenkleid und Pantoffeln. Eher rauh als liebenswürdig. Ich trug mein Anliegen vor und bei ihrem stummen Zuhören kam immer stärker meine alte, schon so lang erstorbene Macht des Worts über die Menschen, über mich. Ich sagte alles. Sagte vor allem nichts von „Menschlichkeit, christlicher Nächstenliebe und Barmherzigkeit", sondern nur die zwei nackten Wahrheiten — mein eigenes zerstörtes Leben — und mein Deutschtum. „Ich habe nichts mehr auf Erden und will meinen deutschen Brüdern helfen." Das war alles. Erst wie sie schweigend mich lange angesehen hatte und dann nach einigen äußeren Daten fragte, hörte, ich sei russische Untertanin deutscher Nationalität, als dann die Generale kamen (Gott segne sie!), dann der Fürst O., meines toten Mannes Gönner, stand sie auf und da muß wohl in meinem Gesicht etwas gestanden haben, was sie nicht täglich in einem Menschengesicht las, kurz, sie stieß halb brummig hervor: „Schön! Ich werde es machen, obwohl es schwer fallen wird, — ja, ich mache es, — ich will Sie als eine Art freiwilliger Schwester melden, Sie sollen Ihren verwundeten Deutschen helfen. Ich sehe, daß ich selbst einen schwerverwundeten Menschen vor mir habe." Ein fester, rauher Händedruck, und ich war entlassen. Ich weiß nicht mehr, wie ich an die Tür, wie auf die Straße kam. Aber diese ihre Tat, das letzte Wort dieser alten Frau, die mir später sehr schroff und feindlich gegenüber gestanden hat, bleibe ihr unvergessen, einerlei, was auch nachher kam.

Halbbenommen vor Glück und doch voller stiller Feierlichkeit ging ich nach Haus. In mir brannte ein großes Licht. Zum erstenmal seit mehr als einem Jahr. Es sollte bald zu einer Flamme werden, die nie mehr erlöschen sollte.

Fünf Tage später hatte ich das von so vielen heiß und vergeblich ersehnte Papier:

„Der freiwilligen Schwester, Frau Dr. Helene Hoerschelmann zum ungehinderten Besuch sämtlicher 22 Kriegsspitäler zwecks Verteilung von Lebensmitteln, Kleidern und Wäsche usw. usw. an die Kriegsgefangenen." Unterzeichnet von der Generalkanzlei des Allgewaltigen.

Nun war die Leiter erklommen, ich stand oben, die Augen nach den ewigen Sternen gerichtet, die mir wieder leuchten wollten, doch die Arme noch so ziemlich in die leere Luft gereckt, denn das wenige, was mir der Zufall oder die ganz seltenen Fälle von Moskauer Deutschbegeisterung in deutschen Häusern, wobei ein besonderes Kapitel die Furcht war, verschafft hatte, genügte mir wohl für mein altes Spital. Für 60000—80000 Kriegsgefangene, so hoch ungefähr belief sich die beständig schwankende Zahl der Ständigen und

Durchziehenden, reichten die „5 Brote und 2 Fische" wieder einmal nicht, da mußte abermals ein Wunder geschehen. Und in seiner Art geschah es.

In meiner alten Heimat Livland hatte es sich bald wie ein Lauffeuer verbreitet, daß ich den Eintrittsschein besaß und ehe ich michs eigentlich versah, fingen die Gaben bereits an zu strömen. Diesem ganzen in der Tat ergreifenden Thema sei weiterhin ein besonderer Abschnitt gewidmet. Hier nur noch das. Innerhalb weniger Wochen waren meine Schwester und ich bereits derart von Ballen, Packen, Kisten und Geldsendungen überschüttet worden, daß ein eigenes kleines Zeughaus eingerichtet werden mußte, ja eine besondere Kraft nötig war, um dieses in Ordnung zu halten. In meinem kleinen Quartier war ein größeres Lager überhaupt nicht unterzubringen. Das mußte im Pfarrhaus geschehen, dessen Frau und Herrin, meine Schwester, die Frau Pastor Lisbeth Walter, war, und hier ist wohl der beste Moment die ersten Worte über diese Frau, dieses Haus, zu reden.

Trotz wiederholter Versuche und heißen Sehnens darnach, war es meiner Schwester nicht gelungen, gleichfalls den Eintrittsschein zu erlangen. Sie hatte dadurch nicht die Verbindung mit den Spitälern, mit den einzelnen Kriegsgefangenen, besonders den Offizieren, hingegen war etwas anderes eingetreten.

Der Chef der militärischen Medizinalbehörde hatte eines Tages telephonisch bei meinem Schwager, dem Oberpastor der evangelischen Hauptkirche zu Moskau, Richard Walter, angerufen, ob er nicht mit Wäsche und warmen Kleidungsstücken aushelfen könne, die Kriegsgefangenen seien ohne jede Hilfe, die herbst- und winterlichen Räumungen ständen vor der Tür und die Regierung hätte nichts für sie verabfolgt . . ., die Leute müßten unbekleidet auf die Straße geschickt werden. . . . .

Das war der erste und entscheidende Anstoß — wohl vermerkt von russischer Seite ausgegangen — zu der sich nun bald entfaltenden riesigen Tätigkeit, die sich im Pfarrhause entwickeln sollte. Bald klingelte ein Spital nach dem andern bei meinem Schwager an, alles bat und flehte um Wäsche und Kleidung, später, als die Not, mit ihr Feindschaft und Grausamkeit, größer wurden, noch um ganz andere Dinge. . . . Und so gelang es meiner Schwester, in fast allen Spitälern zu den großen Massen-Evakuationen der Mannschaften, die nun bald einsetzten, auf dem Innenhof der Spitäler oder im großen gepflasterten Vorraum Zutritt zu erlangen, die Leute selbst anzukleiden und zu versorgen, auch einige Worte mit ihnen zu reden, dem schlimmsten Elend in den Arm zu fallen und Segen zu streuen, wo sie hinkam. Sie war dabei grade für diese Arbeit wie geschaffen mit ihrer großen allumfassenden Menschenliebe und trotz ihrer zarten Weiblichkeit, hier ein Feuer und eine Zähigkeit entfaltend, um die manche robustere Natur sie beneidete. Sie stellte ihre beiden, damals noch schulpflichtigen Töchter von 14 und 17 Jahren sofort mit in ihren Dienst, ferner die Sekretärin ihres Mannes, ein kleines reichs-

deutsches Fräulein von begeistertem Wollen und mit praktischem Sinn, eine Nichte, die später in neutralen Konsulaten als Leiterin der Abteilung für Kriegsgefangene eine schöne edle Rolle spielen sollte, und nicht zu vergessen „Marischa". Marischa war der alte russische Hausgeist, schon damals 15 Jahre im Pfarrhaus, eine einfache, aber ehrliche russische Patriotin, doch ihrer Gebieterin treu ergeben und vor allem nicht völlig verhärtet gegen die klingenden Vorteile, die ihr der Einkauf auf den Kleidermärkten in derart großem Stil von seiten der Verkäufer brachte. Das war das urewige Rattenfängerlied, dem kein biederer Moskowiter noch Provinzler in diesem gottgesegneten Ländchen standhielt. Etwa dreimal die Woche mußte Marischa auf der „Tolkutschka", das ist der große Trödler- und Kleidermarkt Moskaus, einkaufen. Es war nichts verheimlicht, sondern alles klar erzählt worden. Etwas trotzig und finster war sie immerhin dabei, es war ja schließlich doch „der Feind", der „Wanja und Grischa", ihre Neffen und Taufsöhne, ihr ein und alles an der Front verhaute — aber der alte liebe Obulus siegte denn doch jedesmal, und wenn plötzlich wieder durchs ganze Haus der Ruf erscholl: „Marischa, Marischa, laß alle Arbeit liegen, schnell auf die Tolkutschka, 300 Paar wollne Socken, 200 Paar Filzstiefel, 400 Hemden, 200 Paar Unterhosen, 60 kurze wattierte Mäntel, 300 wollne Schals und ebensoviel wollne Handschuhe", dann sagte sie kein Wort, sondern flog. Sie war eine bekannte Figur auf der Tolkutschka geworden, wie wir es bei allen unseren Droschkenkutschern, bei der Straßenpolizei usw. bald waren. Das frühere Fremdenzimmer bei Walters war nun völliges Zeughaus geworden. Die ganze Stube roch nach Wolle und Leder und die Oberzeugmeisterin wurde bald die alte Frau von Knierim aus Riga. Diese arme alte Dame, die Frau des rühmlich bekannten alten Professor W. von Knierim, des Leiters des großen Landespolytechnikums in Riga, war infolge von Anzeigen ihrer eigenen lettischen Leute „administrativ" verschickt worden und nach schwerer Irrfahrt ins Innere des Reichs schließlich mit einem sogenannten „Wolfspaß", der gar kein Paß, sondern nur ein auf kurze Aufenthaltsfrist ausgestellter Papierfetzen war, in Moskau gestrandet, zusammen mit ihrer jungen Tochter, die Rotkreuzschwester war und ihre alte kranke Mutter in die Verbannung begleitet hatte. Sie waren so ziemlich die ersten, die den unabsehbaren Reigen der deutsch-baltischen Märtyrer eröffneten, deren Los und deren Haltung dabei in der Geschichte dieses Landes und dieses Krieges kaum ihresgleichen finden dürfte. Allmählich organisierte sich meine Tätigkeit so, daß meine Schwester und ihr ganzes weibliches Gefolge nach und nach fast alle großen Mannschafts-Evakuationen übernahmen und ihre Dienstboten mit großen Körben von Lebensmitteln oder Krankenpflegebedarf in die Spitäler schickte, ich aber meine täglichen Fahrten direkt zum Besuch der Spitäler schon in den Vormittagsstunden begann, um erst im Abenddunkel heimzukehren.

III.

„Deutsche Balten heraus."

Wo kamen die Mittel her, die rastlos wie eine Quelle fließenden Gelder, die Woche um Woche neu ankommenden Kisten und Ballen mit warmen Sachen und Wäsche? Welches Land, welches Blut, welche Gesellschaft, welche Gesinnung trieb Menschen, die jetzt doch alle um ihr eigen Blut und Gut zu sorgen hatten, wo jeder seine Not und seine Leute hatte, die verarmten oder draußen verbluteten, ihr Letztes herzugeben für hereingeschleppte deutsche Kriegsgefangene, die vom Staat, von Rußland ernährt, bekleidet und versorgt werden mußten?

Da lag am Strande der Ostsee ein kleiner, vom Meer und Rußland eingezwängter Küstenstrich, den man in Deutschland bislang unter der Überschrift „die russischen Ostseeprovinzen" und mit einer ziemlich dunklen halben Vorstellung, daß dort ja wohl auch eine Handvoll recht begabter und sehr exklusiver Deutscher lebte, abgetan hatte. „Deutschland, du hast uns nie gekannt!" — fängt eins der im Kriege entstandenen ergreifendsten baltischen Gedichte an . . . ., dieses kleine Land, neuerdings kurz das „Baltikum" genannt, mit seiner Handvoll Deutscher, hat in den zwei ersten Kriegsjahren die deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen einfach vor dem Untergange gerettet. Das muß einmal festgestellt und unverhüllt gesagt werden. Weshalb es weder Deutschland noch Rußland taten, soll späterhin festgestellt werden. Genug, es waren vorderhand keinerlei Gelder noch Hilfsmittel zur Hand — kein Geld, keine Bekleidung, kaum Nahrungsmittel, kaum die nötigen Verbandstoffe noch die Arzneien und keine helfenden Hände. Alles, das Belebte und das Unbelebte, lieferte Livland. Bis zu seinem letzten Atemzuge, das will sagen, bis zu dem Moment, wo endlich die deutschen Truppen in das betende, ringende, Notschrei um Notschrei ausstoßende Land einzogen, es damit von Rußland abschneidend; noch in den Monaten, in denen ihre Güter verbrannt und verwüstet, sie selbst von Haus und Hof vertrieben, ihre Gelder beschlagnahmt, ihre Männer nach Sibirien verschickt waren (1916—1918), schickte dieses kleine eiserne Geschlecht seinen letzten Groschen, ihre letzten Anzüge und Wäsche nach Moskau „für die gefangenen deutschen Brüder". Eine Woche vor der Einnahme Nord-Livlands, im Frühling 1918, erhielt ich noch aus Dorpat und dem kleinen „teutonischen" Fellin einige tausend Rubel, das Allerletzte. Deutschland, vergiß das nie! Deutschere Deutsche lebten dir nie!

Es war Riga, die baltische Hauptstadt, die allen vorausging, die deutscheste Stadt neben Dorpat und Klein-Fellin. In Riga war das Haupt der Bewegung für die Kriegsgefangenen der Rechtsanwalt Paul Erdmann. Mit einer wundervollen Kühnheit und erstaunlichen Offenheit spielte sich der Betrieb in seiner, an einer der ausgesetztesten Straßen Rigas liegenden Wohnung ab. Blitzschnell hatte sich die Nachricht in Stadt und Umgegend verbreitet, welches die

Häuser seien, wo man Sachen und Geld für die „deutschen Brüder" abgeben könne, und so kamen die vollgepackten Droschken oft am hellen Tage vorgefahren, mit ihnen häufig die elegantesten Damen, die vornehmsten Männer des Landes. Seinen lettischen oder estnischen Dienstboten vertraute man diesen Auftrag nicht an — ein eigenes Volk gab es ja nicht in diesem Lande der oberen Zehntausend — denn sie waren es ja, die ihre Herrschaft in diesem Lande Woche um Woche verrieten, sie waren die Henkersknechte der deutschen Balten durch die ganzen vier Kriegsjahre hindurch. Der Hausmeister wußte offenbar Bescheid und verblüffte die ängstlich mit ihren Säckchen und Bündeln Hereintretenden oft mit einem kurzen: „Aha, zum Herrn Rechtsanwalt Erdmann, bitte zweiter Stock." Daß dieses Haus nicht unter Acht und Bann gekommen, sein Herr nicht im Gefängnis oder in Sibirien schmachten mußte, wie unzählige seiner Landsleute mit viel weniger Grund, bleibt noch heute ein Wunder. Seine in gleicher Stadt verheirateten Schwestern, von derselben heißen Begeisterung erfüllt, seine feurige, tatkräftige Frau, standen ihm zur Seite. Die vielen Tausende von Geld aber, die er uns immer und immer wieder schickte, warb er selbst. Es war allen voran der Adel, der gab. Die es hatten und die es nicht hatten und letztere gab es in Livland viele. Gleich neben ihnen die sogenannten „Literaten", womit man in Livland schlechthin die höher Gebildeten bezeichnete. Neben dem tiefeingewurzelten Deutschtum fand man bei letzteren den ausgeprägten Idealismus, der mit einer Selbstverständlichkeit, wie sie sonst in ein anderes Jahrhundert gehört hätte, sein letztes Hemd gab. Was arme Lehrer und Gouvernanten, alte, von ihren kleinen Pensionen lebenden Witwen, was vor allem Kinder gaben — ganz still, ohne Getue, ohne Namen zu nennen, dürfte höher angeschrieben sein als bloß am Himmel von Deutschlands Glorie, für das Abend für Abend diejenigen ihre heißesten Gebete nach oben sandten, deren eigene Männer und Söhne an der russischen Front — für Rußland — verbluteten, von deutschen Kugeln durchbohrt.

Neben diesen immer anwachsenden Geldsummen, die meine Schwester und ich vom Rechtsanwalt Erdmann bald privat und heimlich bei Gelegenheit zugesteckt bekamen, bald durch Postanweisung unter „Schuldenabzahlung" oder „Jahreszinsen" oder „Monatsrente" auf unseren Namen, wurden die Kleidersendungen entsprechend der zunehmenden Winterkälte und den immer mehr durchsickernden Nachrichten über die furchtbare Not unserer Kriegsgefangenen vielseitiger und erfinderischer. Als die Leute allmählich ihre guten und schlechten Mäntel, Pelze, Anzüge, Wäsche, Stiefel, alle abgegeben hatten und aus Moskau von uns Notschrei auf Notschrei ertönte, fingen sie an von schadhaften Polstermöbeln den Überzug zu trennen, alte Portieren und Fenstervorhänge und alte Teppiche zu konfiszieren und altes Fell zu verwenden. Warme Westen und Unterziehjacken, warme Gamaschen und Halstücher, hohe Stiefel aus Renntierfell entstanden.

Dann kamen die sogenannten Verwundetenhandschuhe, Handsäcke aus weichstem Flauschstoff genäht, gänzlich fingerlos für verstümmelte Hände, Ohrenklappen und Pulswärmer. Und das alles war mit einer Liebe und Sorgfalt geordnet und zugerichtet, daß es einem oft zum Herzen quoll, wenn man wieder und wieder in den Tatsachen eines alten Rocks oder Mantels ein Täfelchen Schokolade, eine hübsche deutsche Ansichtskarte, Taschentuch oder Kämmchen, ein Stück Seife oder ein kleines Neues Testament fand. Ein Zeichen für Erdmanns idealistische Furchtlosigkeit war es auch, als ich eines Tages eine größere Anzahl fertig an ihn adressierter Postkarten von ihm erhielt, mit der Bitte, selbige an deutsche Offiziere zu verteilen, falls sie vielleicht einmal während der Gefangenschaft in die Lage kämen, seines juristischen Beistandes zu bedürfen. Er setzte seine Kraft jederzeit „für unsere Leute" ein. Die von mir sehr heimlich in Szene gesetzte Verteilung der Karten machten großen Eindruck. Die Herren fühlten wohl: nur eine der so beliebten Durchsuchungen und der Name dieses Mannes war geliefert. Außer dem obengenannten Hause war in Riga noch dasjenige von Fräulein Monika Hunnius, einer der bedeutendsten und stärksten Frauenpersönlichkeiten der Stadt, Mittelpunkt der großen Sammlungen. Ihr allbekanntes silbergraues Haupt und ihr unerschrockener Schritt zeigten sich Tag für Tag in allen deutschen Häusern, wo deutsche Luft wehte und ihre Hände streckten sich bittend nach immer neuen Gaben. Zwei kleine Mädchen, die nichts anderes zu geben hatten als ihre blonden Zöpfe, weinten und baten ihre Mutter so lange, bis diese sie zum Friseur brachte, damit er ihren einzigen Schmuck, den sie besaßen, abschneiden sollte.

Die kleineren Städte reihten sich alle würdig an und zwar in allen drei Provinzen, in denen, wie immer, Livland stolz voranging. Die alte Universitätsstadt Dorpat, die deutscheste Alma mater, die es vielleicht je gegeben, reckte sich aus ihrer Todesstarre, in der sie in fast drei Jahrzehnten geknebelt gelegen, und es begann ein emsiges, heimliches Arbeiten, Opfern und Beten. Hier war der spiritus rector gleichfalls ein altes Professorenkind wie Erdmann in Riga, der Rechtsanwalt Adalbert Volck. Seinem unerbittlichen Deutschtum, das unbarmherzig gegen jedes auch noch so sanfte Kompromißlerwesen war, gelang alles. Auch er kannte keine Furcht, selbst da nicht, als ihn sein Schicksal ereilte, als er zwangsweise nach Sibirien verschickt wurde und fliehend über Japan und Amerika seinen Weg schwierig aber unbeirrbar fand, seinen eigenen Sohn, der im deutschen Heere diente, in sibirischer Gefangenschaft zurücklassend. Auch in Dorpat gab alles. Am meisten die begeisterten deutschen Korpsstudenten. Dorpat ist eine arme Stadt, Idealismus und Geist hatten von altersher alle anderen Götter vom Thron gejagt. Und das war Herkommen geblieben. Es war rührend, wie charakteristisch die Sachen waren, die man in Moskau auspackte, charakteristisch für ein baltisches Auge. Die Dorpater Kisten enthielten vorherrschend Anzüge —

Studentenanzüge — für unsere armen Offiziere bestimmt, denen die Uniformen entweder gestohlen oder zerrissen waren oder bei schweren Verwundungen hatten zerschnitten werden müssen. Das Typische war ebenso die Masse der gesamten Kostüme — es opferte ein jeder sein Letztes — als deren Zustand, der mehr akademisch als offiziermäßig war! Voller Idealismus, aber voll Flecken und Schäden, blankgescheuert und durchgesessen und ohne Knöpfe! Nur mühsam und mit viel Arbeit setzte Frau von Knierim alles wieder in Stand. Die oft sehr eleganten schneidigen Herren, die sie bekamen, ahnten ja gar nicht, mit was für einer Begeisterung diese armen jungen Burschen zwischen 18 und 25 Jahren die Seele voll singenden, schwärmenden Deutschtums und durch Studium knapp vor dem russischen Soldatenrock geschützt, ihr Zeug hergaben. Es war das einzige, was sie für ihr Blut tun konnten.

Eine ganz besondere Rolle hat das kleine Fellin gespielt. Ein Städtchen voll alter Überlieferungen, mit seiner alten Burgruine und seiner einst berühmt gewesenen Landesschule. Eine ganze Reihe kerniger scharf ausgeprägter Männer- und Frauentypen lebte stets in diesem abseits vom Wege liegenden trotzigen und unbeirrbaren kleinen Nest. Hier waren es vor allem zwei, die die Zügel hielten in der Kriegsgefangenenhilfe, in unermüdlichem Geldsammeln die ganzen vier Jahre hindurch bis hart vor der Einnahme Fellins und durch ungezählte Ballen und Kisten. Baron Walther von Ungern-Sternberg und Fräulein Hanni Schoeler, eine der Töchter des in ganz Livland bekannten Bürgermeisters Ewald Schoeler. Baron Ungern wurde hart vor dem Einzug der deutschen Truppen in Fellin mit einer ganzen Gruppe Deutscher nach Sibirien geschickt, wo er in Schmutz, Ungeziefer und Roheit versank, seine Frau, eine Schwester Paul Erdmanns, mußte ins Gefängnis, aus dem sie nur ihrer fünf kleinen, an einer Epidemie krank darniederliegenden Kinder wegen nach einigen Tagen befreit wurde. Als ein Zeppelin, über Fellin schwebend, aus bisher unaufgeklärten Gründen einige schwere Bomben losließ, traf die größte von ihnen das Haus dieser Familie am Marktplatz. Mitten in der Nacht und Spätherbstkälte stürzte die ganze Familie, die Kinder in Hemdchen und Decken gewickelt, aus dem zusammenbrechenden Hause in die Keller. Als der Baron und seine Frau, beide verwundet, wie durch ein Wunder dem Tode entronnen waren, war das erste Wort, das dem Munde der halbohnmächtigen Baronin Ungern entfuhr: „Walther, endlich, endlich, es sind die Deutschen!"

In Reval, dem Mittelpunkt Estlands, tat es durch eine nie versiegende Anzahl von Kisten und Säcken der Direktor der Landesirrenanstalt, Dr. Ernst von Kügelgen und seine heldenhafte, tapfere Frau, die selbst mehrfach nach Moskau kam, um unauffälliger die Sachen als Passagiergepäck hinzubringen, allen zuvor. Mit ihm der stellvertretende Ritterschaftshauptmann, Baron Eduard von Stackelberg und seine Frau. Beide Familien wurden für Jahre in das entfernteste Sibirien verschickt. Der unermüdliche Geldsammler hingegen,

dabei an ausgesetztester Stelle stehend, war der Probst Pastor Paul Hoerschelmann. Von ihm habe ich ungezählte Tausende bekommen. Immer wieder trafen die gänzlich kommentarlosen Geldanweisungen, an immer neue Banken gerichtet, ein. Es strömte mir von ihm zu und daß er von Gefängnis und Verbannung verschont blieb gleich Paul Erdmann, blieb dasselbe Wunder. Ihn rief ein anderer Richter schon 1915 schnell und plötzlich zu sich. Auch in Reval, wie dann auch in Kurland, waren es hauptsächlich Adel und höchste Intelligenz, die sich ganz für die Sache einsetzten. In Kurland — Mitau — gab es „geheime Werkstätten", wo sie an bestimmten Abenden still zusammenkamen und arbeiteten, sehr scheu und versteckt, aber mit still brennenden Herzen. Auch hier gaben Reichste wie Ärmste.

Das ganze Land vom nördlichen Baltischport bis zum fast an Litauen grenzenden, südlichsten Kurland strickte, häkelte, nähte, packte, sammelte, lief, bat für 60 000 frierende, nackte Brüder. Es war die eine große Flamme. Das einzige, was die Geknechteten tun konnten, deren Männer sich draußen von denselben „Brüdern" totschießen lassen mußten.

Und alle warteten zitternd „Deutschland, wann kommst du?", beteten „Herr, gib Deutschland den Sieg!", sangen in ihrem alten niederländischen Schutz- und Trutzlied „Herr, mach uns frei!" Bis der Tag kam.

IV.

Frontdienst.

Man hat viel darüber geredet, warum Deutschland nicht von vornherein seinen eigenen Kriegsgefangenen half, wenigstens sobald es sah, in welch furchtbarer Notlage sie sich befanden. Und in Deutschland selbst hat man sich bei der fast naiven Unkenntnis russischer Verhältnisse und vor allem auch des eigentlich russischen Volkscharakters wohl den Kopf zerbrochen, woran es lag, daß Rußland so grausam gegen die Kriegsgefangenen verfuhr.

Nach Kriegsgesetz hatte Rußland für die gefangenen Kriegsgefangenen zu sorgen, sie ärztlich zu behandeln, zu nähren, zu bekleiden und den Offizieren regelmäßig ihr vorschriftsmäßiges Monatsgehalt von 50 Rubeln auszuzahlen. Deutschland konnte von vornherein nicht ahnen, nicht annehmen, daß diese Gesetze völlig in den Wind geschlagen würden, und bis es tatsächlich erfuhr, in welcher Lage sich seine Kriegsgefangenen befanden, war nahezu ein Jahr verflossen. Nun fing es an zu sammeln und zu schicken. Bis diese Gelder, selbstverständlich den offiziellen Weg gehend, aber wirklich in Kraft treten konnten, war wieder eine Ewigkeit dahin. Sie lagen in Schweden, in Dänemark, in der Schweiz, sie lagen an den Grenzen, sie lagen vor allen auf den neutralen Konsulaten in Moskau, unterdessen hungerten und froren die Leute ruhig weiter.

Und wie Rußland so handeln konnte? Das „gutmütige humane Rußland mit der weiten Seele und der offenen Hand?"

Man gestatte mir daher nur einige kleine Andeutungen, die immerhin von einem Menschen kommen, der 22 Jahre lang im Mittelpunkt Rußlands mit dem Volk im engsten Kontakt und mit allen Klassen und Schichten der russischen Gesellschaft vertraut gewesen. In Deutschland galt und gilt immer noch gemeinhin die Auffassung, daß der Russe ein Kind sei, das meist mit der dazugehörigen lächelnden und höchstens etwas geringschätzigen Gerührtheit konstatiert. Ja, das ist er auch! Und bekanntlich gibt es nichts naiv Grausameres als das Kind. Wer nicht beobachtet hat, wie das Kind Tiere quält und wie erbarmungslos es gegen Gleichaltrige sein kann, am meisten gegen die Schwachen und Gezeichneten, kennt überhaupt keine Kinder. Der Russe ist Barbar bis in seine tiefsten Instinkte hinein, und da am meisten, denn wenigstens bei der Oberschicht ist immerhin noch Tünche da. Seine sprichwörtliche Gutmütigkeit, die gar nicht abgeleugnet werden soll, ist nur eine kleine, butterweiche Glasur, die von dem ersten besten Brutalinstinkt seiner Natur abgewischt wird. Dabei ist er von einer rührenden Zeitungsgläubigkeit, das Gedruckte imponiert diesen noch sehr jungfräulichen Lesern an sich schon. Man kann sich daher den Eindruck der deutschen „Greuel" auf die Gesellschaft denken. Es gab kein Haus, keinen Kreis, keinen Einzelnen, der sie nicht glaubte. Das Ergebnis war diese Behandlung der Kriegsgefangenen. Dazu kam die weit nüchternere, aber nicht minder bezeichnende Tatsache, daß tatsächlich nichts vom Staat vorgesehen war, um diese Spitäler zu versorgen. Es war kaum etwas für „Naschy" (die Eigenen) da, bei der souveränen Langsamkeit, die hier üblich, geschweige denn für die zuerst bloß interessanten, dann verdächtigen, sehr bald aber schon dringlich gehaßten „Wojenno Pljennyje" (Kriegsgefangenen). Kein Zeughaus mit auch nur dem dürftigsten Bestand an Wäsche oder Kleidung. Kein Verband- und Desinfektionsmaterial, keine Instrumente, kaum die nötigen Nahrungsmittel. Dabei muß man nicht vergessen, daß die Verwundeten, man kann wohl sagen, fast durchweg, in völlig ausgeraubtem Zustande halb nackt, zerlumpt, aller Barmittel bloß, in die Spitäler kamen, wo jeder Soldat sein grobes Spitalhemd und die Offiziere ihre Schlafröcke — die typisch dunkelblauen Kittel — erhielten, die ihnen bei der Verlegung dann gegen — nichts eingetauscht wurden. Dazu kam das böse Kapitel der Gehaltsfrage. Auch hier sei bemerkt, daß die eigenen russischen Offiziere, ja diese in oft noch skrupelloserer Weise bis zu 1½ Jahren ohne das ihnen zukommende Gehalt bleiben mußten. Die kriegsgefangenen Offiziere waren darin ganz von dem jeweiligen Lagerkommandanten bzw. Chefarzt des Spitals abhängig. War Geld da, oder hatte er Lust es auszuzahlen, oder hielt er es etwa nicht für weit richtiger, „diese verdammten Kriegsgefangenen-Gelder" in eine patriotische ehrliche russische Tasche wandern zu lassen, so wurde ausgezahlt oder nicht. Dann wurde die Lage des Offiziers, der als Kulturmensch nicht einmal seine primitivsten Bedürfnisse wie Seife, Zahnpulver, Briefpapier, Rauchwerk, Rasierapparat usw. befrie-

digen, geschweige denn sich auch nur den kleinsten Kleidungsartikel kaufen konnte, eine trostlose. Und das Thema von den Heimatsgeldern wollen wir jetzt lieber gar nicht anschneiden. — Diesem allen entsprechend war auch die Handlungsweise des Personals, mit alleiniger Ausnahme der meist guten, hilfsbereiten, und oft tüchtigen Schwestern, meiner Kolleginnen. Der russische Militärarzt steht wissenschaftlich auf einer sehr niedrigen Stufe und es gab nur wenige Spitäler, in denen Privatärzte arbeiteten. Außerdem ist er faul, indolent und war hier gänzlich gleichgültig, im besten Fall „gutmütig" gegen die Kriegsgefangenen. Während der Behandlung sahen die Leute den Arzt oft tagelang überhaupt nicht, tagelang dauerte es auch, bis sie nach dem Eintritt ins Spital frisch vom Transport kommend, nur halb verbunden, den ersten Besuch eines Arztes empfingen. Dazu die absichtlichen Grausamkeiten mancher Ärzte, die aber nicht typisch waren. Typisch waren die Faulheit und gänzliche Gleichgültigkeit. Und das war in diesem Fall schlimm genug. Diese Kardinaltugenden des Russen herrschten in noch weit höherem Maße bei den unteren Sanitätern, wo sie sich bis zur groben Gewissenlosigkeit steigerten und in den meisten Fällen ihre Quelle wohl in Haß und Bosheit hatten. Überhaupt bildeten den weitaus dunkelsten Punkt in der weiten Finsternis, die die Kriegsgefangenen umgab, die gesundheitliche Fürsorge. Sie war durchweg unter jeder Kritik.

Nicht sowohl in Moskau (1917/18 auch in Petersburg), wo es immerhin in der großen Menge 2—3 Spitäler mit einigermaßen europäischer Verwaltung gab, als vor allem weiter in der Provinz, den Lagern und draußen in Sibirien. Diesen schwersten, ja verbrecherischen Verfehlungen sind die ungezählten Tausende von Menschenopfern zu verdanken. Nochmals sei betont, daß das Schwesternmaterial fast ausnahmslos gut war. Das klingt überraschend, hing aber damit zusammen, daß die „gewissen" russischen Schwestern — ihrer waren wie Sand am Meere — mit hohen Absätzen und Löckchen in großen Scharen in ihre eigenen Offiziersspitäler strömten, wo sie gut und reichlich auf ihre Kosten kamen, zu den Kriegsgefangenen sich dagegen meist ernste meldeten, von irgendeiner Menschlichkeitsidee durchdrungene Frauen und Mädchen, schlichte ernste Arbeiterinnen und fühlende Seelen, dann aber auch eine große Reihe verkappter Deutscher, mit schnell ins Slawische verstümmelten Namen. Die Rolle, die diese spielten, war eine wichtige und segenbringende, nur meist von kurzer Dauer. Das deutsche Blut brach eben doch hier oder da durch oder böswillige Anzeigen von Kollegen oder Kolleginnen oder Sanitätern machten der hilfreichen Tätigkeit bald ein Ende und meine armen Leute verloren dann ihren einzigen guten Geist.

Von den 22 Spitälern Moskaus, durch die zwischen 60 und 80 000 Kriegsgefangene durchkamen, waren die meisten große ausgeräumte Schulen mitten in der Stadt oder auch an deren Rande. Sie gaben fast alle ausreichend Raum, Luft und Licht, auch Lüftung und Wasser.

Abgesehen von der tödlichen Einförmigkeit der russischen Durchschnittskost, die auch die Mannschaften schließlich zu gänzlicher Appetitlosigkeit verdammte, war die Ernährung in dem ersten Kriegsjahr noch ausreichend, so daß das alles zu ertragen gewesen wäre, wäre nicht die erwähnte, meist völlig versagende gesundheitliche Seite und die sehr häufige moralische Vergewaltigung und Unbarmherzigkeit so groß gewesen. Davon werde ich noch viel reden müssen. Eine Rolle ganz für sich spielten die drei großen außerhalb der Stadt liegenden Staatskasernen. Die Nikolaikaserne mit drei riesigen Spitälern für Kriegsgefangene, die Krutitzkykaserne mit deren zweien und das berüchtigte Lefortowo mit seinen Holzbaracken oben auf der Anhöhe. Diese drei Zufluchtsstätten bildeten zusammen die große Hölle Moskaus für meine Leute in diesem Winter. Wehe dem, der dahin verschlagen wurde! Dort hatte ich naturgemäß am meisten zu tun. Was dort Luft, Licht, Raum, Behandlung, kurz alles nur Denkbare anbelangte, war mein Eindruck entsetzlich. Für Hunderte von Rubeln hat meine Schwester gerade dorthin alles medizinische Material, auch das notdürftigste schicken müssen, es war eben einfach nichts vorhanden! Ich mußte ja nun überhaupt meine Spitäler sehr wählen und einteilen. Es konnte keine Rede davon sein, alle 22 zu besuchen und da einige ähnliche wie die Nikolaikaserne regelmäßig von bevorzugten Damen, Slawinnen, besucht und bedacht wurden, auch vorherrschend mit slawischen Kriegsgefangenen besetzt waren, hätte es keinen Zweck gehabt, die schwer ausgefüllte Zeit falsch zu verwenden.

Wenn wir den Österreicher und Deutschen vergleichen, so zeigte sich die schroffe Benachteiligung letzterer in allem, ja bis zur veränderten ärztlichen Behandlung. Die deutschen Offiziere wie Mannschaften wurden oft absichtlich später, ach, wie oft zu spät verbunden, untersucht, operiert. Ausdrücklich wurde ihnen ein Gesuch abgeschlagen, das dem Österreicher gewährt war. Die Deutschen bekamen die weitaus schlechtesten Spitäler, ihr Gehalt wurde ihnen noch öfter vorenthalten und gern hätte man sie auch in Ton und Haltung noch brüsker angefaßt, wäre nicht schon damals so etwas wie eine leise Furcht vor diesen unheimlichen eisernen Erscheinungen mit der aufrechten Kopfhaltung und dem scharfen ruhigen Blick der blauen Augen dagewesen. Etwas, was nach Tannenberg, nach den Masurischen Sümpfen und nach diesem brutalen Mann da draußen, ihrem „Gindenbrug" oder wie er hieß, roch. Und damit war nicht zu spassen.... Die Deutschen wurden von 1914—17 ausnahmslos in die entferntesten und schwierigsten Lager geschleppt, während die Österreicher meistens ins europäische Rußland kamen, wo sies besser haben sollten, oft aber bei der allgemeinen Verwahrlosung an die allerfurchtbarsten Orte kamen. Es soll dabei nicht verschwiegen werden, daß der Deutsche es ja auch nicht verstand, sich zum Russen zu stellen, es meist auch gar nicht verstehen wollte. Er machte z. B. nicht den mindesten Versuch, wenigstens einen Elementarbegriff von seiner Sprache zu bekommen, was ja bei einer

voraussichtlich langen Gefangenschaft immerhin nahegelegen hätte und vernünftig gewesen wäre. Als sie mir im Winter und Frühling 1917/18 in Scharen auf Transport oder Flucht wiederkehrten, aus dem fernsten Sibirien, vier Jahre in russischer Haft gewesen, fand ich fast überall dieselbe Unberührtheit von der russischen Sprache! Es war prachtvoll, aber sehr unpraktisch! Wie hilflos waren sie im Lager, wie völlig abhängig auf der Flucht vor allem, während der Österreicher in der Mehrzahl der Fälle ein leidliches Russisch, oft nicht ohne überraschende Gewandtheit sprach und sich überall durchhalf. Es war begreiflich, daß er diesen Grad von Widerwillen und Verachtung gegen den Russen wie der Deutsche auch nicht hatte. Nicht nur seiner größeren Anpassungsfähigkeit wegen, sondern auch weil er an das bunteste Rassengemisch und an die slawischen Völkerstämme in seiner Heimat gewöhnt war. Viel schwieriger gestaltete sich allmählich — in den ganzen vier Jahren sich immer mehr verdichtend das Verhältnis zwischen dem Österreicher und Deutschen untereinander. Es war ein unerfreuliches, ja schmerzliches Thema. Schmerzlich für den, der alle mit gleicher Liebe umfassen wollte, und dabei das unbefangene Auge für die lichten und dunklen Seiten beider Stämme nie aus den Augen verloren hat. —

Der dramatischste Augenblick am Tage war es, wenn am Telephon die Klingel ertönte und man auf seine Frage nur die bald historisch für diese Zeit werdende Antwort hörte: „Evakuation!" Entweder direkt aus dem betreffenden Spital oder von mir an meine Schwester, um das nötige Material herbeizuschaffen. Es war der große Schlachtruf, bei dem man alles stehen und liegen ließ.

„Wo?" „Spital 2." „Wieviel?" „Etwa 300." „Wann?" „Heute 3 Uhr." „Wieviel Fremde" (natürlich Slawen gemeint), „wieviel eigene?" „Schön." „Also bitte von jeder Sorte Sachen 300 Stück in Droschken und Punkt 2 bei mir. Schluß." Nun begann ein fieberhaftes Arbeiten im Lager bei Walters. Es wurde sortiert und ausgewählt. Die Slawenbündel zuerst fertig gemacht, denn ihrer waren meist $^2/_3$ des ganzen Bestandes. Dann mit Bedacht und sorgfältiger Liebe die deutschen Pakete gebunden. Jedes Bündel enthielt in der Regel ein wollenes und ein leinenes Hemd, ein Paar Unterhosen, zwei Paar wollene Socken, ein Paar Oberhosen, ein Paar Stiefel, eine warme gestrickte Jacke, womöglich irgendeinen warmen Mantel, Schneehaube, Schal und Handschuhe. Dazu hatten wir in einem Extrasack Kleingeld für Auserwählte, denn damit mußten wir natürlich sehr sparsam sein. Dann kam der Aufbruch. Meist vier hochbepackte Schlitten. Auf dem Rande eines jeden schwebte je eine von uns, der Kutscher tauchte immer unter unter der Last von Säcken, zum Schluß rafften wir immer noch einige warme Decken und Kopfkissen für die Schwerkranken. Ich steckte, wo ich nur irgend konnte, noch heimlich eine Flasche Wein für

Schwache zu mir und so setzte sich unser Zug in Bewegung. Angegafft, bestaunt, beflüstert vom Hof, von der Straße, vom ganzen Stadtteil. Das war kein Wunder, denn auffallend war es schon dieser Zug mit seinen hochgetürmten Ballen und groben Säcken, neben denen dann immer verhältnismäßig elegant gekleidete Damen in Pelz oder Sammetmantel auf dem Rande schwebten und der sich in die entferntesten Vorstädte zu begeben schien. Die Straßenpolizei unserer eigenen Viertel wußten bald Bescheid, ich z. B. verheimlichte es grundsätzlich nie, daß es zu den unheimlichen, etwas mystischen „Wojenno Plennyje" ging und da ich selbst in einer etwas entlegenen Straße des riesenhaften Moskau lebte, wußte mein kleines Viertel um mich herum bald genug, wer ich sei, und umgab mich gleichfalls mit einem ganzen — ich muß aber billigerweise sagen respektvollen Mythos. Ja, amüsanterweise hatte sich in kurzer Zeit ein kleiner Extra-Droschkenstand, der früher nie bestanden hatte, an meiner Straßenecke gebildet. Ich rede übrigens eben nur von den großen Mannschafts-Evakuationen, denn nur um sie handelte es sich hier. Die Offiziere wurden immer gesondert befördert, manchmal in Trupps von 6—12 Mann, meist nur zu zweien und dreien. Das wußte man entweder gar nicht immer im voraus, oder wenn man es wußte, so ging ich für meine Person nie hin, weil ichs für unnütz hielt. Ich hatte sie von vornhinein mit allem versorgt und meist Abschied von ihnen genommen, wußte auch, daß die nicht offiziell arbeitenden Damen mit Eßkörben zu diesen kleinen Sonder-Evakuationen kamen.

Jetzt wird der deutsche Leser berechtigterweise fragen: „Ja wozu — was sollten denn überhaupt diese fortwährenden Evakuationen —", denn es muß bemerkt werden, daß diese sich ja nicht allein innerhalb Moskaus, der Zentrale der Kriegsgefangenen, vollzogen, sondern noch vielmehr weiterhin, von Lager zu Lager, von Spital zu Spital, im Innern des Reichs, Turkestan, Sibirien. Der Gründe waren mancherlei. Abgesehen von dem immerhin noch einleuchtenden Sinn, die schlecht oder gar nicht vorbereiteten Lager und Spitäler bei jedem neuen Zuzug Gefangener möglichst zu entlasten, abzuschieben, so wirkten wohl noch mehr der Wunsch mit, das Publikum zu blenden, indem man ihm immer wieder neue Gefangene vortäuschte und die Angst der Verbrüderung mit den russischen Soldaten, die unter zaristischer Zwangsherrschaft jetzt während des Krieges je länger um so bedenklicher murrten und raunten. Auch vermied man den möglichen zu starken Zusammenschluß oder doch eine Beeinflussung der österreichischen durch die deutschen Kriegsgefangenen, indem man sie möglichst bald wieder trennte.

Eine meiner ersten großen Evakuationen erlebte ich im Spital 1, meinem alten Anfangsspital, wo ich freien Zutritt hatte, nun mit dem schwer errungenen Eintrittsschein doppelt freudig und wahrhaft herzlich von den Oberärzten und dem Personal begrüßt. Nachdem es sich bei den ersten kleinen Evakuationen von 150—250 Mann erwiesen hatte, daß es für die sämtlich nicht deutschsprechenden Schwestern und

Unteroffiziere unmöglich war, irgend eine Organisation dabei zu übernehmen und auch die sehr stattliche, mit Dekorationen übersäte freundliche Oberschwester, die unbeweglich lächelnd wie eine mächtige Holzfigur dastand, nicht sehr erfreut über eine führende Rolle bei den „Wojenno Plennyje" war, mit denen sie weder im Guten noch im Bösen etwas anzufangen wußte. Nach all diesen Erfahrungen übertrug der Arzt mir die Leitung über die sämtlichen Evakuationen selbst. O, wie glücklich war ich! Da ein ganz großer Abtransport von über 600 Mann angesagt war, hatte ich mir beizeiten einen Stab junger Mädchen zugelegt, und pünktlich um drei — es dämmerte schon leicht — an einem kalten, nassen Nachmittag Anfang November kamen wir in fünf bis sechs Droschken vorgefahren. Die russischen Soldaten, einer günstigen Ernte für sich gewiß, stürzten eilfertig auf uns zu, und schleppten keuchend Ballen und Säcke in den noch leerstehenden steingepflasterten Saal unten im Erdgeschoß. Dorthin wurden nachher die Kriegsgefangenen zu Einkleidung und Abmarsch geführt. Zuerst schütteten wir alle Säcke aus, dann sortierten wir in mächtigen Haufen alle Gegenstände einzeln, — ganz leise gab ich in unserer Sprache die nur für meine Mädel verständlichen Weisungen, gewisse zu reservierende Elitesachen betreffend — sie verstanden mich auf jedes Wimperzucken hin, in ihren Adern floß dasselbe Blut, ihre Herzen schlugen alle schneller, wenn ich etwa leise sagte: „Diese Sorte Unterjacken nur für die Unsrigen." Eine wurde aufgestellt, um die Haufen zu überwachen, denn bereits hatten sich einige lüstern schielende Soldätlein bedenklich nahe zu den verlockenden Bündeln herangeschlichen. Die armen Teufel! Sie bekamen kaum je etwas Annäherndes, wenn sie an die Front mußten. — Aber oft wars auch ganz einfach Geschäft, die von ihnen gestohlenen (im besten Fall von uns erbettelten) Sachen wurden zu Riesenpreisen weiterverkauft. Hinter dem Säulengang waren die Kleider aufgestapelt, in der Mitte des Saals hatten wir lange Reihen hintereinander gestellter Bänke postiert und nun bekam jede von uns einen bestimmten Artikel zur Verteilung, eine nur Hemden, eine nur Hosen, die dritte nur Stiefel usf. Bevor aber der große Schwarm von oben aus den Krankensälen kam, lief ich mit einer Helferin und kleineren Säcken hinauf, um nach den Schwerkranken zu sehen, die von oben direkt auf der Tragbahre hinunter auf die Straße getragen wurden. Ja — die Schwerkranken! Denn darin wurde kein Unterschied gemacht in keinem einzigen Spital, auch dem besten nicht. 600 Mann sind einfach zu evakuieren, wahllos, schonungslos. Man konnte froh sein, wenn irgend jemand danach sah, daß es nicht Sterbende waren. Es gab auch solche Spitäler... Hier herrschte immerhin noch eine gewisse Kontrolle, die Todgeweihten oder an schwerer Blutvergiftung Krankenden durften liegen bleiben. Das war schon dankenswert. Denn hochfiebernde, schwer Lungenkranke, vor kurzem Amputierte, gänzlich Erschöpfte — alle, alle mußten sie mit, manchmal in den selteneren Fällen in ein anderes leereres Spital, meist auf eine lange Reise in

das Innere des Reichs, wenn nicht gar nach Sibirien. Dabei muß man nicht glauben, daß die Leute direkt auf den Bahnhof zur Abfahrt kamen! Tagelang kampierten sie auf irgendeinem der außerhalb der Stadt provisorisch und gänzlich unzureichend eingerichteten Evakuationspunkte in Bretterscheunen, durch welche Regen, Schnee und Wind ging, auf Holzplanken hungernd und frierend. Das war die größte Hölle, diese Tage des Wartens, bis die Erlösungsstunde schlug und sie in die ungeheizten Viehwagen geschleppt wurden. Man fragte, man bat, man schrieb um Abhilfe dieser furchtbaren Mißstände. Vergebens. Sie dauerten fort, wo manches andere sich im Laufe der vier Jahre immerhin etwas besserte, wenigstens änderte. Unzählige sind auf dieser Zwischenstation zugrunde gegangen, die auch den Offizieren eine der furchtbarsten Erinnerungen auf ihrem Leidensweg geblieben.

Oben in den Krankensälen fanden wir etwa anderthalb Dutzend auf ihren armseligen Betten kauernde, halb nackte Leute, die irgendeines barmherzigen Engels harrten, der ihnen etwas zutragen wollte, „ihre Blöße zu decken"; meist war ihnen ihr bißchen Eigenes längst gestohlen, zerfetzt oder auch einfach nicht gewaschen worden — blutige Lappen, und das Spitalhemd und Kittel mußten sie zurücklassen. Mit nassen Augen streckten sie uns die Arme entgegen, im Nu streifte man ihnen ein warmes Hemd über, legte einfach ein fertiges Bündel, von jedem Artikel ein bis zwei Stück enthaltend, zu ihnen, und eine freundliche Schwester erbot sich, sie anzukleiden. Selbst waren sie ja verstümmelt, zu schwach oder stark fiebernd, zu nichts imstande. Wir mußten eilen, denn schon wurde der Kommandoruf zum Zusammenscharen der großen Masse nach unten gegeben. Eilig nickte ich den unseligen Schwerkranken zu: „Seid ruhig, ich komme noch an alle Tragbahren, Euch Lebewohl sagen, und Zigaretten und Taschentücher bekommt Ihr auch noch." Dann schnell hinunter gelaufen, wo meine Mädel ungeduldig warteten. Denn schon wand sich langsam, mühsam, schleichend der große Hauptzug die steinernen Treppen hinunter. Einer half und stützte den andern. Die Deutschen hatten fast alle sauber geflickte Monturen an, wenn auch verbraucht und fadenscheinig, bei den Österreichern waren die meisten in blutigen, zerlumpten Blusen, wenige hatten ihr Zeug etwas hergerichtet, z. B. die Tiroler, hier und da ein Wiener, das Slawengesindel bildete eine Horde schmutzigen und verlausten Lumpenpacks. Aber erbarmungswürdig waren sie alle, alle!

Nun hieß es Ordnung machen. Also: „Alle Tschechen, Slowaken usw. usw. in die ersten Reihen gesetzt," — wie ein Schwarm grauer Flöhe wirbelten sie durcheinander —. Weiter: „Die Ungarn die nächsten Reihen", — das ging schon mit Anstand. „Jetzt alle richtigen Österreicher." — Was für Prachtköpfe unter ihnen, man mußte sich hüten, nicht zerstreut zu werden vor den Steirern und Kaiserjägern, zuletzt: „Die Deutschen auf die letzten Bänke". Alles dieses hatte seine wohlüberlegte Taktik, die Slawen sollten zuerst abgemacht werden, ehe die Deutsch-Österreicher und Deutschen darankamen. Aber trotz aller

Taktik, auf die ich so stolz war, hatte ich die Rechnung ohne meine Slowakenfreunde gemacht.... Wir begannen also mit ihnen. Es gab keinen einzigen, der nach unserer üblichen, oft schon automatisch gestellten Frage: „Haben Sie ein Hemd? — Hose? — Strümpfe?" usw. usw. mit „Ja" antwortete! Nicht einen! Es kam allmählich wie eine eintönige, eigentümlich quäkende Melodie, ihr stetes „Njema" winselnd und jammernd heraus, mit Bettlergebärden und kriechend ausgestreckten Händen begleitend. Eine ekelhafte Bande. Knapp hielt das Mitleid die Wage mit dem Widerwillen. Aber nicht genug, daß wir alles für die hatten hergeben müssen, nein, wenn sie nun von Kopf bis Zehen von uns ausgestattet, abgeschoben wurden und eine neue Reihe drankam, passierte es fortwährend, daß mir hier oder da ein russischer Soldat grinsend zurief: „Barnynja (gnädige Frau), den haben Sie ja schon angekleidet." Die verfluchten Galgenvögel hatten den Trick heraus, ganz leise, während wir am Anfang einer neuen Reihe waren, sich von der anderen Seite herumschleichend, wieder ans letzte Ende zu stellen (seine erhaltenen Sachen hatte er unterdessen in einem Bündel draußen versteckt) und kläglicher denn je sein „njema, njema" zu heulen! Dabei hatten sie alle so perfid ähnliche Gesichter, diese kleinen aschfarbenen Spitzbuben, daß kein Prophet sie unterscheiden konnte. Unzählige sind doppelt von uns angezogen worden, wobei ein sehr beliebtes Geschäft außerdem noch der äußerst vorteilhafte Verkauf an russische Soldaten war. Ganz allmählich erst lernte ich es, einfach handgreiflich zuzufassen, kräftig herein in die Brust: „Komm, zeige Dein Hemd, ist ja gelogen, Du hast ja schon zwei an usw.", der Rattenfallenhändler nahm das übrigens nicht übel, sondern winselte ruhig weiter.

Bei den ungarischen Bänken ging es viel manierlicher zu. Sie logen und betrogen nicht, zeigten Haltung, oft sogar Stolz und waren voll ehrerbietiger Dankbarkeit, meist nicht ohne einen Anflug von kavaliermäßigem Benehmen, das ihnen gut anstand. Ein liebes Arbeiten wars mit den Deutsch-Österreichern. Die herbe, etwas soldatische Frage: „Haben Sie ein Hemd usw. usw." erstarb einem oft in einem Lächeln vor diesem treuherzigen: „Jo Gnädigste, hob schon ein Hemderl, aber 's is halt arg verschandelt", oder einem feschen und doch nicht unbescheidenen: „Bitt schön, gnä Frau, dürfte ich um'a Hos' bitten und ein Sacktücherl, küß d' Hand, eine Kappen hab' ich selber" — man hielt sich leicht zu lange auf mit diesem warmen, weichen Menschenschlag. Betrug und Gier kam bei ihnen niemals vor.

Nun waren nur noch die letzten Reihen da. Da saßen sie, die sauber Geflickten, Fadenscheinigen in Feldgrau mit den rotgeränderten Mützen und den scharfen graublauen Augen darunter, die einem so unbeirrt gerade ins Gesicht sahen. Aber all ihre Herbheit schmolz dahin, wenn man nun zum Schluß zu ihnen kam, sie anlächelte und ihnen zunickte, die ganzen Reihen entlang, es waren ihrer ja nie viel, und fühlte, wie von einem brennenden Herzen das brennende Naß dabei in die Augen stieg. Denn das waren die Eigenen,

das waren Unsere! Für sie opferte, arbeitete und sparte das ganze baltische Land, für sie wollte man jederzeit sein Leben geben. Das fühlten sie blitzartig, jedesmal wie ein Ruck, ein Aufzucken ging es durch ihre Gesichter und Augen, ein Aufleuchten, eine Blutwelle, man hatte sich gegenseitig erkannt, ohne Worte, nur zum Schluß der eiserne Händedruck. Durch all die Jahre hindurch bleibt einem das sehr unvergessen. Dann manchmal ein leise gerauntes: „Bitte, wie stehts drüben bei uns?" „Gut, Leute, glänzend." „Gott schütze unser Land", noch ein Blick, ein Druck der harten Soldatenhand, vorsichtig, schon fühlt man argwöhnisch beobachtende Augen, weiter, weiter. Es war ein kurzes, leichtes Arbeiten mit diesen letzten Bänken. Ganz stramm militärisch Frage und Antwort. „Hemd?" „hab' ich nicht", „Hose?" „hab' ich". Nie, daß ein vorhandener Artikel und mochte er so dünn, so armselig wie möglich sein, verheimlicht wurde. Nein, wie oft mußten wir den Leuten die kleineren Gegenstände wie Handschuhe, Schal oder Schneehaube förmlich aufdrängen, weil sie sie, abgehärtet und ahnungslos was russische Kälte bedeutet, für Luxusartikel ansahen, zu stolz und zu bescheiden, um darum zu bitten. Wie oft wies ein Mann eine Sache zurück, um den dürftigeren Kameraden vorzuschieben, oder für ihn zu bitten.

Nun hatte sich der ganze Schwarm langsam zur Tür hinaus gedrängt, stand reihenweise zum Abmarsch bereit im äußeren Flur oder schon auf dem Hof draußen. Da standen denn auch die Tragbahren mit den halben Leichen drauf, trotz unserer Mäntel und warmen Jacken mit klappernden Zähnen mitten im naßkalten Nebel dieses Novembertages. Schnell noch warme Wolldecken her, ein Kopfpolster! Es war fast Abend. Da gings ans letzte Verteilen unserer „Leckereien". Das waren die Zigaretten, Pfeifen, Seife — und ganz heimlich versteckt — nur ich und meine Nichten hatten etwas — Kleinmünze. Die Zigarettenverteilung ging ziemlich gleichmäßig vor sich, Gerechte und Ungerechte bekamen diesen Trost gleicherweise. „Wollt's ein Pfeiferl, Leute?" zu den Österreichern. Einige Dutzend Tirolerhände fuhren blitzschnell in die Höhe, die Gesichter strahlten, denn sie sahen, daß der Tabak im Tascherl dabeihing! Es freute sie weit mehr als die gesamte Ausrüstung. „Vergelts Gott, gnä Frau!" — Nun rechts und links unter den Deutsch-Österreichern ein kleiner verstohlener Händedruck mit Inhalt, ein etwas größerer mit einem harten unter den Deutschen, dann in größter Eile in Dunkelheit hie und da noch Geld zu wechseln — o, die rührenden Pfennige, die noch weit kärglicheren Hellerlein und Kreuzer — nun erscholl schon ein ungeduldiges: „Nu! idji pora!" (Nu marsch vorwärts, es ist Zeit) vom Unteroffizier. Und langsam setzte sich der ganze Zug in Trab, gehend, schleichend, hinkend oder getragen bis zu den Tramwagen, die hier zum Glück schon an der nächsten Straßenecke hielten. Draußen dichtgedrängt gaffendes Volk, damals noch mehr neugierig und eigentlich mitleidig und gutmütig, denn sie dachten an ihre eigenen Gefangenen drüben.... Wir wurden

am meisten angestarrt, man sah, daß wir halfen und gaben, die meisten flüsterten: „Seht nur, wie unsere Damen den Kriegsgefangenen helfen, ja, hier haben sie's gut." Aber hin und wieder raunten sich schon Stimmen zu: „Nein, hört Ihr denn nicht, das sind ja Germanki, hört doch, deutsch sprechen sie mit ihnen", so daß wir uns langsam verzogen. Noch ein Winken, ein leises Grüßen mit den Blicken, und wir schlichen uns in der Dunkelheit davon, aber Hunderte von heißen Augen starrten uns nach, als ob sie ahnten, daß wir die letzten ihres Blutes gewesen, die sie hier in Feindesland nun für Jahre gesehen, daß es nun hinein ging in Eis und Öde, in Schlimmeres „Pestilenz und Blattern", in Hunger und Verlassenheit, gottverlorene, endlose lange Verlassenheit.

Das war eine Muster-Evakuation, ich habe annähernd keine erlebt, die am Charakter und Beschaffenheit dieser geglichen, denn man ließ uns doch wenigstens machen, an sämtlichen andern Spitälern war entweder gar keine Organisation, oder ein böswilliges Schreien, Hetzen und Treiben voller Mißgunst und Neid auf die guten Sachen von seiten des russischen Unterpersonals, voll Intrigen und absichtlicher Hindernisse von den Neidern. Es war jedesmal mit soviel mühsam hinabgewürgtem Grimm und Bitterkeit verbunden, der sich langsam zu jenem zähen Haß steigern sollte, der seine Nahrung tief aus dem Schmerz um das immer wachsende Leiden der Unseren zog.

V.

Die Hölle.

Nun muß meine Feder sich entschließen, jenes dunkelste Bild von allen Finsternissen, in die mein Auge all die Jahre geschaut, heraufzubeschwören, ohne welches die Grauen dieses ganzen, in Deutschland immer noch ungeahnten Schreckensgebietes der russischen Kriegsgefangenschaft nicht genügend scharf beleuchtet werden. Eins wohl vermerkt. Ich halte in meinen Schilderungen immer noch zurück, immer noch malt mein Pinsel schwächer als die Farben waren, die ich geschaut, in ihrem furchtbaren Inkarnat. So geschildert wie sie waren, mit Höllenbreughels Palette, wird das nüchterne deutsche Auge sie nur ungläubig aufnehmen. Denn es kann sich in die Barbarei dieser Zustände gar nicht hineindenken.

Es war Ende November 1914, ein schneidend kalter Tag, 18 Grad unter dem Gefrierpunkt mit Schneetreiben und heulendem Sturm. Verklammt und matt vor Kälte und Erschöpfung war ich eben nach Haus gekommen als mein altes, treues Dienstmädchen, die Mitwisserin aller meiner Sorgen und Kümmernisse mir atemlos entgegenlief: „Gnädige Frau, es ist schon dreimal angerufen worden, Evakuation! Heute Abend noch. Ganz aufgeregt waren sie, daß gnädige Frau immer noch nicht da sei!" „Himmel es ist schon 7." Ich flog ans Tele-

phon. Ja es war so, heut Abend noch 240 Mann und in der Frühe noch 75. Nichts sei vorhanden, sie bäten um alles, ich sollte nur schnell kommen. Bei meiner Schwester wurde angerufen, ob alles bereit sei? Sie packten eben alles ein. Sie seien alle selbst erst eben von zwei großen Evakuationen nacheinander nach Hause gekommen. Deshalb die Verzögerung. Ich hetzte zur Eile. „Ja, wir packen schon vier Mann hoch mit fliegenden Händen." „275: 57 Bündel bitte, meist ‚fremde Bündel', Ihr versteht?" „Jawohl." „Schluß." Ich aß zum erstenmal am Tage in zitternder Eile einige Bissen, riß alles an mich, Zigaretten, Tabak, Taschentücher und mein Kleingeld, und die Minuten wurden zu Stunden. Wieder läutete es aus Lefortowo — „Um Gotteswillen" — die Stimme des russischen Feldschers, des einzigen Wohlmeinenden von der ganzen Brut da oben —, „schnell, schnell, die Trams sind schon in Sicht, die Leute sitzen parat." „Unbekleidet?" „Na, ja, so ziemlich" ... kam es zögernd. Ich saß wie auf Kohlen. Endlich, Frl. v. Knierim war da, mit ihr zwei hochbepackte Schlitten, ich schlüpfte in meinen Pelz. „Frau Doktor, verwahren Sie sich gut, es ist eisig." Ich hörte kaum hin, nur vorwärts. Wir saßen im dritten Schlitten und fuhren in die Dunkelheit hinein. Ein unbarmherziges Wetter schlug uns wie Schrotkörner ins Gesicht. „Evakuationswetter", hieß es längst bei uns. Wir versprachen hohen Fuhrlohn, nur vorwärts, endlos dünkte uns die Fahrt. Endlich verschwand die Stadt, endlich tauchten die massigen dunklen Gebäude des Militärkomplexes Lefortowo vor uns auf. Nun hinauf die arg verschneite Anhöhe zum Bretterzaun, wo die Baracken lagen. Im flackernden Laternenschein war das erste, was wir erblickten, zwei langgestreckte Tramwagen, dicht vollgepfropft von dunklen Menschenmassen, die Fenster von Schnee verweht, so daß man nicht hineinsehen konnte. Unten vor den Wagen einige Soldaten, der Feldscher, ein Wachtmeister, kein Sanitäter, keine Schwester, der fauchende verbissene Militärarzt, der wütend auf und ab schritt, im Gefühl peinlichster Verlegenheit über die immerhin ganz infame Lage der Dinge da drinnen im Wagen ... und der Wut über mein spätes Kommen. Er fuhr mich ziemlich rauh an. Ich antwortete sehr kühl, trotz meiner inneren Erregung, daß ich den ganzen Tag in Lazaretten gewesen sei und erst jetzt von der Evakuation erfahren. „Nun aber vorwärts," rief er unwirsch. „Die Wagen müssen fort," mich dabei doch nur widerwillig in die Tram hineinsteigen lassend. —

Nun war ich drin. Barmherziger Gott! Waren das Menschen? Was ich sah, war eine Masse zusammengebrochener aneinander klammernder Lebewesen, die nun aber buchstäblich mit Heulen und Zähneklappern mich anstierten, mit weit aufgerissenen Augen und blauen Lippen, denn sie waren fast nackt. Nackt in der Hundekälte, in ungeheiztem Tram, in der Nacht, schwerkrank, in einigen Lumpen sollten sie hinaus in den Schneesturm gefahren werden. Einen Moment war mir alles Blut in den Adern erstarrt. Ich stand wie leblos. Dann sah

ich die streckenden Hände — Dutzende — Hunderte — schien es mir, die nackten ausgemergelten, blaugefrorenen Arme. Dann verging alles und ich schleuderte nur nach rechts und links — Hemden — Hosen — warme Jacken — Socken — Mäntel — Schals — Stiefel — alles flog — wie ein Heulen ging es durch den Wagen. Von oben griffen schwache, zitternde Arme, wo auf Brettern die Erschöpften lagen, die sich nicht rühren konnten und nur leise wimmerten: „O bitte ein Hemd, ein warmes, gnädigste Frau", und Leidensgesichter, ein Elend, ein Entsetzen — eine stiere Verzweiflung, oder eine Verzerrung in halbwahnsinnigen Mienen Ertrinkender, daß man nicht mehr auf der Oberwelt zu sein glaubte. An ein regelrechtes Ankleiden oder Verteilen kein Gedanke. In atemloser Hetze flogen die Sachen durch den Wagen, kaum vermochten die armen erstarrten Hände der Unseligen die wärmenden Hüllen überzustreifen, viele weinten vor Erregung, Jammer und Dankbarkeit. Draußen flucht der Arzt, der Tram müsse fort, was sei das für eine Wirtschaft, heraus mit den Damen, aber er fand taube Ohren bei mir, nur die Verzweiflung um die Leute und ein Rest von Besinnung, sich nicht alles zu verscherzen, hielt mich davon ab, ihm nicht die furchtbarste Anklage, die je Menschenmund geschrien, ins steinerne, erbarmungslose Gesicht zu rufen. — Da kam Frl. v. Knierim, die unterdessen im Vorderwagen gearbeitet, zu mir hereingestürzt: „Frau Dr., ich habe keine Sachen mehr, kommen Sie schnell in den ersten Wagen und sehen Sie!" Im Nu war ich drin. Inmitten desselben Jammerknäuels stand ein Mann, nicht mehr menschlich anzusehen, aufrecht und rief laut: „Helft mir, helft mir, sonst sterbe ich vor Kälte." Er war bis auf ein kurzes zerlumptes Hemd völlig nackt ohne etwas. Der Körper schüttelte sich in Frostschauern, mir wurde dunkel vor Augen. Es war ein deutscher Soldat, alles, was ich noch im Arm hatte, bekam er. Wir zogen ihn selbst an, unbekümmert um das Toben des Arztes draußen; denn der Unglückliche konnte kein Glied mehr rühren; ich goß ihm einen mächtigen Schluck Kognak, den ich mitgenommen, in die Kehle. Er lächelte halb abwesend und drückte sich in seine Ecke. In diesem Wagen waren schwer Verstümmelte ohne Krücken, schwer Verwundete, kaum verbunden und einige in den letzten Zügen der Agonie, sie werden ihr neues Asyl nicht mehr erreicht haben.

Wir konnten nun nichts mehr machen, unsere Sachen waren verteilt, die Trams setzten sich in Bewegung, der Arzt knirschte vor Wut, mit Not und Mühe konnte ich mich noch mit ihm auseinandersetzen, er wandte sich schroff und ich blieb am Tor mit dem verschüchterten Feldscher, während die Wagen langsam hinunter in der Dunkelheit entschwanden. „Um Himmelswillen, Peter Iwanowitsch", wandte ich mich zu dem Einzigen, doch halbwegs Mitleidigen, „warum machen Sie denn diese Sachen nicht wenigstens am Tage, warum denn nachts, es ist ja furchtbar!" Stockend und verlegen kam es heraus: „Was ist zu tun, gnädige Frau, am Tage — da wagen wir es eben nicht — alle sehen doch immerhin, daß — daß — die Leute eben

nichts anhaben ....“ Ich wandte mich stumm und wechselte nur einen Blick mit meiner Begleiterin. Wir beide haben diese Antwort des Russen nie vergessen.

Nun aber schnell in die Baracken, um wenigstens den Rest, der in 3—4 Stunden aufbrechen sollte, einigermaßen zu versehen. Unsere ausgedörrten Blicke fanden keine Entlastung bei dem neuen Bilde. In den vier großen niedrigen Sälen mit der pestilenzialischen Luft dieser Baracken lag eine schlafende, stöhnende, sich wälzende Menge. Die neu hereingeschleppten, oft zu zweien und dreien auf einer stinkenden Strohpritsche, alles Schwerverwundete oder Schwerkranke, wenig Deutsche, fast nur Österreicher und meist Slawen. Die zirka 75 aber, die heute früh — es war ungefähr 2 Uhr nachts — noch fort sollten, lagen auf den Dielen ohne jede Unterlage und warfen sich in Fieber oder Schmerzen hin und her. Nur wenige waren in bleiernen Erschöpfungsschlaf oder Stumpfheit gefallen. Man mußte sie aufrütteln und bekam kaum Antwort auf seine Fragen, was sie nötig hätten. Sie waren wie gelähmt in ihrer Hoffnungslosigkeit. So legten wir jedem sein Bündel fest in den Arm, schärften ihnen nachdrücklich ein, es sich ja nicht stehlen zu lassen, und warfen hier und da einen Blick auf die neu angekommenen Schlafenden. Das war die Arbeit für morgen. Unter ihnen fiel uns ein Greis auf, er mochte wohl zwischen 70 und 80 Jahren alt sein, der mit verwildertem Haupt- und Barthaar, mit einer Kruste Schmutz bedeckt und in einem übelriechenden schmutzstarrenden Fetzen von Hemd halb entblößt auf seinem Stroh lag, leichenfahl mit weißen Lippen. Flüsternd wandte ich mich an den Feldscher. „Was ist denn das, Peter Iwanowitsch, wie kommt der Greis hierher?“ „Was weiß ich, gnädige Frau, offenbar mitgeschleppt aus Ostpreußen wie so viele Weiber, Kinder, Greise. Die meisten sterben ja unterwegs, die andern werden direkt von Ugreschskaja (das war der berühmte Evakuationspunkt draußen bei Moskau, die Hauptwirkungsstätte von Frau Cornels und Frau Dr. Bösebecks Segenstaten) weiter nach Sibirien verschleppt. „Um dort zu verhungern“, fügte ich lakonisch hinzu. Er zuckte die Achseln, so weit ging seine Slawenseele nicht. Gleichmütig wandte er sich vom Alten ab... „Nein, Sie bleiben“, sagte ich, „wird dieser Alte heute Morgen weitergeschleppt?“ „Jawohl.“ „Er ist ja halb tot, seid doch keine Unmenschen.“ „Mir ist's einerlei, gnädige Frau, mag er meinetwegen bleiben, aber es ist Befehl so, jede Nummer ist bezeichnet.“ „So — dann ist hier sein Bündel, sobald er sich regt, ziehen Sie ihn völlig an, ich verlasse mich auf Sie; er soll wenigstens nicht totfrieren.“ Ich drückte ihm dabei den nie versagenden Harten in die Hand und wandte mich, denn im letzten Saal hörte ich Stimmengewirr und sonderbare Töne. Wie ich hinkam, stand vor mir ein hagerer, von meiner Gefährtin indessen schon ausgefragter und angekleideter Mann — ein Reichsdeutscher — mit abgezehrtem Gesicht, halb schmerzvoll, halb einfältigem Lächeln um die blutleeren Lippen und sonderbar

geöffneten ausdruckslosen Augen. Er hielt Reden an den Kaiser, ans deutsche Volk, hochtrabend und doch rührend. Dazwischen unterbrach er sich, sah uns an und sagte dann auf einmal mit ganz kindlich weicher Stimme und einem um Verzeihung bittenden Lächeln, das einem ins Herz schnitt: „Verzeihen die gnädigen Herrschaften, es ist nichts, mir fehlt nichts, ich bin bloß blind." Die Kugel war durch die Augen ins Gehirn gegangen und hatte sein Denken zerstört. Aber er schien ganz glücklich.

Ich aber wandte mich. Ich fühlte plötzlich, daß ich nicht mehr konnte, meine Knie versagten den Dienst, ein trockenes Schluchzen würgte an der bis dahin eisern zugeschnürten Kehle. Wie ich an dem Bett des Greises vorbeikam, fand ich den Feldscher über ihn gebeugt stehend, der Alte lag völlig unbeweglich. „Was ist, Peter Iwanowitsch?" „Gnädige Frau, er ist wohl schon —" „Tot?" fragte ich. Der Feldscher nickte stumm. —

VI.

Unter Hochdruck.

Es war kein leichtes Ding den Tag so einzuteilen, daß man der Riesenaufgabe auch nur einigermaßen gerecht wurde, besonders, da diese so verwickelt war. Ich bemerkte schon früher, daß ich einige Spitäler slawischen Damen, bzw. einer wirklich tüchtigen, zum Teil aus deutsch-russischen Schwestern zusammengesetzten Verwaltung überließ und meine Kraft besser den verwahrlosesten, oder aber mit den meisten deutschen Kriegsgefangenen besetzten Spitälern widmete. Vor allem Lefortowo, die Krutitzky-Kasernen u. a. m. Jedes Spital hatte seine verschiedene Ordnung, seine Empfangsstunden, ein-, zweimal wöchentlich oder auch täglich; in jedem war der Geist ein anderer. In einem Punkte habe ich mich von Anfang an geirrt, ich verließ mich zu fest auf meinen Eintrittsschein und stellte mich zu selbständig zu der Spitalsverwaltung. Sie war für mich immerhin der „Feind" und fand ich sie mir oder gar meinen Gefangenen feindlich gesinnt, dann schritt ich, anstatt um ihre Gunst zu werben, über sie hinweg, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Das war äußerst unklug, denn an manchen Orten machte ich sie mir dadurch zu Feinden, was meinen Leuten doch ab und zu geschadet haben mag, jedenfalls aber mir selber. — Des Morgens früh galt es zuerst die Offizierspakete für die heut auf dem Programm stehenden Spitäler zurecht zu machen, wozu mir meine beim letzten Besuch gemachten Aufzeichnungen die Handhabe gaben. Es erforderte eine gewissenhafte, umständliche Arbeit, denn wenn eine Sache in dem Bündel, das mit dem Namen des Regiments und des Offiziers versehen war, fehlte, blieb der Arme ohne Handschuhe, Strümpfe oder gar Anzug in der Winterkälte. Die Bündel durften den Offizieren nur in wenigen Spitälern persönlich abgegeben werden; fest verschnürt und mit rus-

sisch-deutscher Aufschrift versehen, kamen sie, wenn auch in meiner Gegenwart, sofort in das verschlossene Zeughaus und erst bei der jedesmaligen Evakuation des Betreffenden kriegte er seine Sachen ausgehändigt. Darum führte ich zur Kontrolle jedesmal eine doppelte Liste ein, eine wanderte ins Zeughaus, die andere bekam der Verwundete sofort in die Hand, damit er dann später seine Sachen verlangen konnte. War noch Zeit übrig geblieben, so sauste ich in die Stadt hinein, die hundert kleinen Besorgungen zu machen, die die Herren sich ausgebeten. Denn alles konnten wir natürlich nicht auf Lager haben. Es galt Zahnbürsten, Nagelscheren, Schreibmaterial, Rasierapparate usw. zu kaufen. Dann kamen die schüchtern und bescheiden, aber oft mit so flehenden Augen vorgebrachten Bitten um Dinge, die nicht nur die glatten Tagesbedürfnisse betrafen. Wir hatten ja doch alle nur denkbaren Berufszweige vor uns, Gelehrte, Schriftsteller, Maler, Musiker usw. Viele von ihnen wollten lieber größte Leibesnot ausstehen, als dahinschmachten im tödlichen Einerlei des Tages, ohne die einzige Zerstreuung durch geistige Arbeit. Ein österreichischer Maler — ein ganz bedeutender Künstler — hätte auf Hemd und Mantel verzichtet, wenn ich ihm nur Farben, Stifte, Papier verschaffte. Es war rührend, sein Glück zu sehen, wie er auf seinem Bett — das eine Bein war dem großen, kräftigen Mann abgenommen worden — lag und die ersten Striche aufs Reisbrett warf. Die Musiker baten um eine Geige, Noten, die Komponisten um Notenpapier. Mit das Ergreifendste war mir ein ungarischer Offizier, dessen einzige Lebensfreude seine Musik war, ein ernster innerlicher Mensch, Rechtsanwalt von Beruf, aber mit einer Musikantenseele von Gottes Gnaden. Eine der Spitalschwestern kam einst und überbrachte mir seine bescheidene Bitte, seine einzige Sehnsucht, irgend eine alte billige Geige. Natürlich bekam er sie. Und hat sie mitgeschleppt durch vier Jahre Verbannung ins ödeste Sibirien, wo sie nicht nur sein, sondern auch vieler musikhungriger Kameraden Trost wurde in bitterster Verlassenheit. Vier Jahre später, im Frühjahr 1918, tauchte dieser liebe Freund mit unendlichen Mühsalen aus Tschitá, einem der verlassensten sibirischen Lager entflohen, bei mir auf, blaß und ernst, mit einigen weißen Fäden in seinem schwarzen Haar und die Geige im Arm, sein Liebstes. Er hat sie mit nach Ungarn in seine Heimat genommen. Die Bitte um Bücher war natürlich eine der ersten und brennendsten. Und doch waren Bücher schon 1914/15 so schwer in Moskau zu beschaffen, wo in den wenigen deutschen Buchhandlungen nur „gangbare" Literatur, einschlägige Fachbücher aber nur selten zu haben waren. Später, als der alte Vorrat zu Ende ging und keine frische Zufuhr mehr aus Deutschland kam, wurde die Büchernot eine ständige Sorge, denn die Bitten versiegten nie. Wie oft mußte man, um so einen innigen Sonderwunsch, einen mittelhochdeutschen Gawan oder Willehalm stundenlang laufen und suchen, denn *diese* Bitten abzuschlagen war das Allerschwerste.

Die Schriftsteller baten oft so sehnlichst um neuste Lyrik, die Mediziner und Juristen um ernste Fachwerke, das war im „Herzen Rußlands" nicht einfach zu bekommen. Ein junger sächsischer Offizier mit seltsam verträumtem Blick und stillem Lächeln um den feinen Mund, der fast um noch nichts gebeten außer um ein Schlafmittel, blieb mir einige Tage so sehr im Gedächtnis, daß ich mal meiner Schwester von ihm erzählend sagte: „Weißt Du, er sieht so nach Eichendorff oder Uhland aus, Du verstehst?" Wenige Tage darauf kam er an mich heran: „Gnädige Frau, wenn ich um etwas bitten dürfte, ein kleines Bändchen Uhlandsche Gedichte, ja?" Das war so eins von den lieben kleinen Einzelheiten im täglichen Elend des Erlebens. —

Auf dem amerikanischen Konsulat, das damals die Interessen aller Kriegsgefangenen vertrat, — o rühret, rühret nicht daran, wie, — hatte meine Schwester damals alle Vermittlung übernommen, meine eigene Arbeit auf neutralen Konsulaten setzte erst 1916 ein, als Moskau nicht mehr Gefangenen-Zentrale war. — Meist fuhr ich um 11 Uhr vormittags los, beladen mit den Offizierspaketen, einigen Säcken mit Semmeln, Zigaretten, Pfeifen und Tabak und Würfelzucker für die Mannschaft nebst meiner großen, bald allen vertraut gewordenen Ledertasche, die alle Kleinigkeiten, ab und zu eine Flasche Wein, das große Geld für die Offiziere, das Geld zum Wechseln und kleine Münze für die Mannschaften barg. Zuerst kam jedesmal von neuem das Verfahren mit dem Eintrittsschein, der meist mißtrauisch oder finster geprüft wurde. Man mußte die verdammte Germanka aber doch herein lassen, dabei war gar nichts zu machen. In den wohlwollend geleiteten Spitälern ging ich dann meist in Begleitung einer Schwester, manchmal sogar ganz allein durch die Säle. Unangenehmer schon, weil mit neidischen Blicken verfolgt, wenn mir ein Wachtmeister oder Feldwebel mitgegeben wurde, obgleich der immerhin noch durch das übliche „Geschenk" zu beschwichtigen war. Am widerwärtigsten war die Begleitung irgendeines diensttuenden Offiziers. Diese waren durchweg Deutschenhasser oder tückische Angeber. Es war oft recht aufregend das Arbeiten unter der Aufsicht dieser Herrn. Meine Aufgabe hatte ich nun mal zu erfüllen, einerlei um welchen Preis und bei der harten, unbarmherzigen Leitung konnte das nicht immer unter Aufsicht geschehen. Meine Kranken bekamen zum Beispiel keine Heilmittel zur Erleichterung ihrer kleineren oft so quälenden Leiden. Ich mußte sie ihnen also bringen. Das war aber verboten, selbst mir. Verboten war auch jeder Tropfen Wein — trotzdem so viele Schwache unter ihnen waren —, verboten jeder heimatliche Brief und die amtlich durch die Kanzlei anlangenden lagen nicht Wochen, nein monatweise unten und moderten. Ich verkehrte aber über Dänemark und Schweden mit ihren Müttern und Frauen und konnte ihnen ab und zu ein schriftliches Lebenszeichen bringen. Wie oft sind sie blaß und rot vor Glück dabei geworden — oder sie steckten in einem unbewachten Augenblick in den abgemachterweise immer offen-

stehenden Lederbeutel in meinem Schoß ein Briefchen an eine Mutter oder eine seit Monaten ohne Lebenszeichen harrende Gattin. Der diensttuende Offizier, der meist etwas entfernt stand, wurde dabei scharf von einem von ihnen im Auge behalten, während ich selbst so tat, als sähe und hörte ich nichts, harmlos und laut sprach und nur fühlte: da glitschte wieder was in den Beutel. Manchmal gings auch so: zwischen zwei vorbereitete Kopfkissen, auf ganz leise englische Kommandorufe — der verhaßte Spion konnte deutsch — und hier mußte auch das momentan verhaßte Englisch herhalten — „noch nicht" — noch zu früh — bitte, so — jetzt schnell — rollten nacheinander still und zielbewußt zwei mächtige Portweinflaschen. Aber jedesmal waren meine Hände eiskalt, wenn ich herausging. In den Mannschaftssälen ging ich von Bett zu Bett. Ob Slowaken, Tschechen, Österreicher oder Deutsche, jeder bekam seine Semmel, seine drei Stück Zucker (darum baten sie nächst Zigaretten am meisten, wohl zur Nervenberuhigung), seine 20 Zigaretten und, wo ich es ungesehen tun konnte, etwas Geld. Sonst blieb mir nichts als ab und zu eine mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn abzuwischen, eine abgezehrte Hand zu streicheln, einem Katholiken, der mich flehend ansah, ein Kreuzchen auf seine Stirn zu machen, den Aufrechteren zuzuflüstern, wenn es einen neuen Sieg gegeben hatte, und einige etwaige Wünsche — Neue Testamente wurden zu Tausenden verlangt — aufzuschreiben. Ihr kärgliches Geld möglichst vorteilhaft zu wechseln, ihnen immer wieder zu sagen, daß sie beim Abtransport alles an warmen Sachen bekommen würden. Mehr war einfach unmöglich, denn ihrer waren viele Hunderte in einem Spital. Die Empfangsstunde neigte sich ihrem Ende zu und es kamen noch zwei bis drei Spitäler daran. Um 5 Uhr war immer alles zu Ende. Nur bei den Blinden blieb ich sitzen, es waren ihrer in jedem Spital immer fünf bis zehn. Wenn ich irgend konnte, versuchte ich wenigstens 5 Minuten bei jedem zu sein und wenn mir meist auch das Herz stillstand vor Jammer, vor den leeren Augenhöhlen in den jungen Gesichtern und ich mir der Nutzlosigkeit meiner Worte so grausam bewußt war, hatte ich doch das Gefühl, als ob allein der Klang der tröstenden Stimme, der feste Druck meiner Hand oder das sachte Streicheln von Stirn und Haar ihnen wohl tue, denn sie klammerten sich an mich und wollten mich nicht gehen lassen in ihrer bodenlosen doppelten Verlassenheit. — So grauenvoll schon das einfache Sterben in der Fremde hier war, am grauenvollsten wurde es, wenn sie abgesondert in allen Qualen der Blutvergiftung, halb bewußtlos, und in ihrer Sprache von keiner lebenden Menschenseele verstanden — dalagen und schrieen vor Angst. Ruthenen oder Rumänen oder welche aus den kleineren Slawenstämmen Österreichs, deren Sprache niemand kannte, oft die eigenen Kameraden nicht. Ich erlebte zwei solche Elende, die nach einer großen Massenevakuation als einzige in einem leeren Saal zurückgeblieben waren. Wie ich zufällig hereintrat, atmete die hilflose Schwester auf und sagte flehend: „O bitte Madame,"

bleiben Sie bei ihnen, ich weiß nicht was sie wollen und sie sterben ja schon" und rannte pfeilschnell hinaus. Da lagen zwei Leiber im Todesschweiß und letzten Zuckungen, aber offenbar noch halb bei Bewußtsein, denn sie schrieen und jammerten jeder verschieden, immer die gleichen Klagen und unverständlichen Worte, wie ein letztes Flehen, ein Beschwören. Es war furchtbar! Kein Laut erinnerte auch nur an irgendeine andere slawische Sprache, russisch oder polnisch — ich wischte ihnen den Schweiß, ich bückte mich bald zum einen, bald zum andern, kein Priester, keine Sakramente, niemand hatte Zeit, das Haus war zu oberst gekehrt und vor mir lagen die sich werfenden und fuchtelnden Unglücklichen und flehten. Zuletzt, nachdem ich ihnen eine Morphiumeinspritzung gegeben, wurden sie ruhiger. Der eine, indem ich ihm immer wieder das Kreuzeszeichen auf Stirn und Brust machte, und ihm sein Kreuzchen und Heiligenamulett an der langen Rosenkranzkette um den ausgemergelten Hals an seine Lippen drückte — der andere, indem ich einfach meine Stirn an seine erkaltende legte und singende, kosende, einlullende Laute summte, ganz leise wie die Mutter zum kleinen Kinde. Das war das Einzige. Darunter wurden sie still und im Moment, wo ihre Augen brachen, kam eine andere sehr tüchtige Schwester herein. Ich ging still und durchschauert aus dem Zimmer. —

War es schon in den städtischen Spitälern, trotz ihrer verhältnismäßig erträglichen, ja oft ganz guten Zustände, schwer genug zu arbeiten, weil da, wo die äußeren hygienischen und sanitären Bedingungen günstiger lagen, die moralische Behandlung sehr zu wünschen übrig ließ oder aber Ränke der kleinen Aufseher und Kanzlisten mir die Arbeit unterbanden — so war es eine kaum oder nicht zu bewältigende Aufgabe, in den großen Staatskasernen erfolgreich durchzudringen. Dort fehlte alles. Weder in den beiden riesigen Krutitzky- noch in den 4 Nikolaikasernen, geschweige denn in Lefortowo, gab es richtige Wasserleitungen, ordentliche Waschräume, Aborte und Lüftung; die Fenster waren überhaupt nicht zu öffnen, eine Luft zum Schneiden, geschwängert von Bazillen. Hier lagen die Verwundeten und Kranken, Bett an Bett eingepfercht. Natürlich hatten sie fortwährend ansteckende Krankheiten aller Art, denn damals war jede kleinste Bewegung in freier Luft auf den großen Höfen, selbst innerhalb des festen Zauns in Gegenwart von Schildwachen und sei es nur für 10 Minuten — streng untersagt. Dieser Umstand brachte die Gefangenen, besonders die Offiziere zur Verzweiflung. Dies war neben der Zurückhaltung und Verschleppung der Nachrichten aus der Heimat, die weitaus schwerste, nie verziehene Grausamkeit dieser vier Jahre, die auch bis zuletzt nicht um ein Haar besser wurde. In den Nikolai- und Krutitzkykasernen lagen die Offiziere wenigstens gesondert von der Mannschaft. In Lefortowo waren sie alle miteinander vermengt, in den vier niedrigen dunklen Pesthöhlen der dünnen Holzbaracken, die fast gänzlich fensterlos abends durch je eine trübe brennende Petro-

leumhängelampe erhellt wurden, wenn nicht ab und zu sich ein Offizier den riesigen Luxus eines Lichtstumpfes, in eine leere Flasche gesteckt, leisten konnte. Den übrigen war auf diese Weise auch jedes Lesen unmöglich, Luftwechsel war nur durch eine einzige für alle vier Säle bestimmte große Ausgangstür möglich, durch die dann ein eisiger Winterwind hineinfegte, so daß sich die Kranken schauernd unter ihre dünnen Decken verkrochen und viele an Halsentzündung oder Grippe erkrankten. Eines der schlimmsten Kapitel waren die gewissenlosen örtlichen Evakuationen innerhalb der Stadt von Spital zu Spital. Die akut an Typhus, Kopfrose oder Fleckfieber schwer Erkrankten, oder dessen auch nur Verdächtigen, wurden unbekümmert um die jeweilige Witterung, unbekümmert vor allem um die Fiebertemperatur und den Schwächezustand der Kranken, rücksichtslos in notdürftigster Oberkleidung, in einem offenen (d. h. nur mit flatterndem Segeltuch umkleideten) Auto durch die ganze Stadt nach dem entlegenen Lefortowo gebracht. Die Folgen kann man sich denken. In zwei besonders belastenden Fällen wurden die Kranken durch diese brutale Fortbeförderung geradezu an den Rand des Grabes gebracht und wenn es schwacher, dazu noch armer deutscher Frauenhand in diesem starren Winter überhaupt gelingen konnte zwei junge Menschenleben von diesem Rande zurückzureißen, so hat Gott damals meine schwache Hand gesegnet. Das einemal war es ein deutscher, das anderemal ein österreichischer Offizier. Der erste war an schwerer Kopfrose mit 41 Grad Fieber erkrankt, der andere an einem erneuten Anfall von Lungenentzündung, gleichfalls mit über 40 Grad Temperatur. Aus einem der wegen seinem Deutschenhaß und seiner brutalen moralischen Behandlung berüchtigsten Spitäler schleppten sie den einen so durch den eisigen Frost in das furchtbare Lefortowo, den anderen aus den Krutitzkykasernen gleichfalls dorthin. Beide Male wurde ich von der edeldenkenden und mir so warm zugetanen Oberschwester, die später eine verhängnisvolle Rolle spielen sollte, sofort telephonisch benachrichtigt, die Offiziere seien in bewußtlosem Zustande in den Baracken angekommen und hätten nur noch gebeten, mich sofort zu benachrichtigen. Ich ließ alles liegen und flog hin, beide Male triebhaft — obwohl noch wenig mit allem Elend in Lefortowo vertraut — warme Decken, Kissen, Wein mitnehmend. Ich fand den einen damals zähneklappernd vor Kälte, dabei mit glühendem Kopf, verwirrtem Blick auf elendem Lager mit Strohkissen und fast nur von seinem Mantel zugedeckt. Als ich mich über sein Bett beugte und er mich erkannte, rief dieser aufrechte Mensch nur: „O gnädige Frau!“ ... schlug die Hände vors Gesicht und weinte. Das erstemal, daß ich einen Offizier weinen sah, er glaubte zu sterben, verlassen im Schmutz. Schwestern gab es ja in den Baracken anfänglich kaum. Es kümmerte sich niemand um die Kriegsgefangenen, die hier dahinstarben wie die Fliegen, während das Hauptgewicht unten auf die großen russischen Lazarette gelegt wurde. Meine einzige Hilfe waren eigent-

lich die zwei österreichischen Offizierburschen Josef und Richard, die diesen beiden schwer kranken Offizieren (zu Anfang die zwei einzigen ihrer Art mitten unter der stinkenden slawischen Mannschaft) aufwarteten und allmählich die einzigen Helfer in der Not in dieser furchtbaren Höhle wurden. Ohne sie hätte ich keine Verlegung, die ich, als Frl. von Knierim abgereist war, fast immer ganz allein ohne jegliche Hilfe leisten mußte, zu Ende führen können. Sie leisteten unschätzbare Hilfe im Ankleiden, im Herausfinden der schwersten Fälle, vor allem im Überwachen der Sachen vor den skrupellosen diebischen Händen der tschechischen Kameraden. Dieser zwei goldtreuen Burschen sei in Ehren und Rührung gedacht! Mit dem Einflößen von Wein, dem Einhüllen in warme Decken, dem Beruhigen und Trösten der zwei Fiebernden war es nicht getan, denn ich mußte doch wieder fort und wer sorgte mir täglich für meine zwei Armen. Also flugs hinunter durch den Schnee ins Schwesternheim. Ich traf meine Oberschwester, eine russische Generalsfrau und wirkliche Dame, von einem gewissen Madonnentypus in ihrer durchgeistigten dunklen Vornehmheit und, während ich zu ihr sprach, überkam mich der Geist, der mich damals bei der Generalin Sandjetzky ergriffen. Ich faßte ihre Hände und fühlte wie mir wider Willen die Tränen aus den Augen stürzten. „Anna Alexandrowna, retten Sie mir diese zwei, es sind beides Männer von echter Art, sie haben Mütter zuhause, sie sind am Zugrundegehen." „Ja, alles, liebste Frau, aber was kann ich tun?" „Schaffen Sie eine ständige, liebreiche und deutschsprechende Schwester dahin, auf die ich mich verlassen kann. Und sorgen Sie mir wenigstens für einen hohen, festen Bettschirm, der sie etwas vor dem fortwährend hereinflutenden eisigen Zugwind schützt, denn so sterben sie mir dahin. Und noch eins — o bitte, bitte, halten Sie mich immer telephonisch auf dem Laufenden über diese zwei, daß ich immer weiß, was sie brauchen, immer dahin kann, wenn es schlimm geht." Sie umarmte mich, ihre Augen waren auch naß geworden und sagte, nicht ohne Feierlichkeit: „Ja, ich will alles tun, was in meinen Kräften steht, als ob es meine eigenen wären." Und sie hielt ihr Versprechen bis zuletzt. Als ich das nächstemal hinkam, fand ich eine leidliche spanische Wand vor den Betten, und strahlend erzählten mir meine armen Freunde, daß eine liebe, feine junge Schwester, die recht gut deutsch könne, sie immerhin täglich besuchte und sehr lieb und hilfreich zu ihnen sei. Beide haben mir später gestanden, daß sie ohne schnelles Eingreifen damals dem sicheren Tod verfallen wären. — Gesegnet sei selbst die russische Schlamperei manchmal! Dank ihr, das heißt der völligen Aufsichtslosigkeit der Baracken von Lefortowo bekannten mir die Offiziere viel später, daß sie dieses Loch eigentlich lieber gehabt hätten als alle anderen Spitäler und Lager Moskaus und Sibiriens, denn sie fühlten sich dort wenigstens frei, es kümmerte sich niemand weder im Guten noch im Bösen um sie, sie standen nicht unter der beständigen Peitsche von Rachsucht und Grausamkeit, son-

dern man ließ sie wenigstens schlecht und recht verfaulen oder gesunden, je nach dem sie wollten. —

Ich habe in den vorigen Kapiteln bereits erwähnt, daß die Zustände in gesundheitlicher Beziehung fast überall jeder Beschreibung spotteten. Es wurde immer schlimmer. Die telephonischen Bitten an meine Schwester mehrten sich so, daß sie diese Massen von Krankenpflegeartikeln kaum mehr beschaffen konnte. Waren es bisher hauptsächlich Krücken, Stöcke, Gefäße, Wannen aller Art, künstliche Beine und Arme, Gummiringe und Wärmflaschen, alles in vielen Dutzenden, die in jedes Spital geschickt werden mußten, weil eben nichts vorhanden war, so ging es jetzt im Hochwinter noch ganz anders los. Es war einfach kein Verbandmaterial da, nichts für Umschläge, kein Spiritus, kein Karbol und Äther, kein Wasserstoff. Die Blutvergiftungen nahmen massenweise zu und wenn das Personal es den Ärzten klagte, so kam wohl die Antwort: „Nun dann behandelt mit Wasser." „Ja, aber wir haben nicht mal den Sterilisator dazu." „Also unsterilisiert." „Ja, — aber — dann sterben sie ja." „Und was dann! Je mehr von diesen deutschen Schweinen sterben, um so besser für uns." Dies war eine Tatsache. Es wurde allmählich ein planmäßiger Mordfeldzug im großen Stil, der bald durch ganz Rußland ziehen sollte. Was sie an der Front nicht vernichten konnten, wurde hier vollbewußt und erfolgreich vernichtet. Täglich fast gingen aus dem Pfarrhaus Riesenstapel von Watte, von Körben mit Flaschen, Gummischläuchen und vor allem rastlos die großbauchigen Riesenflaschen mit allen Desinfektionsflüssigkeiten in die verschiedenen Richtungen ab, Unsummen verschlingend, die alle aus baltischen Händen kamen. Das Essen war im Verhältnis zu allem übrigen eigentlich nicht der schlimmste Punkt. Es gab hier ziemlich dieselbe Not wie bei allen Kriegsgefangenen, auch in den westeuropäischen Ländern. Die Leute waren einfach nicht an die fremde Kost gewöhnt, dort wie hier, die Offiziere wie die Mannschaften. Nur kam hier die kolossale Einförmigkeit der russischen Kost dazu, die den Gefangenen so zum Ekel wurde, daß sie lieber hungerten. Grütze, Kohl, Schwarzbrot und ein Stückchen gekochtes Fleisch für die Mannschaften neben dem unvermeidlichen Tschai (Tee). Die Offiziere bekamen nicht viel anderes, nur, daß sie anstatt des Suppenfleisches gebratenen Hacklops (Kotelettki) erhielten, tagaus, tagein, so daß sie vor Nervosität auffuhren, wenn die Schüssel hereinkam. Was die Mannschaft am meisten beleidigte, war, daß ihnen ihr kärgliches Mittagessen nicht wie Menschen und seien es auch nur Deutsche ....., sondern schlimmer als Hunden zugeteilt wurde, denn der Hund bekommt sein Essen in einer sauberen Tonschüssel, ihnen aber wurden aus einem Riesenkessel von zweifelhafter Sauberkeit die Fleischstücke von weitem einzeln auf die Bettdecke geschleudert und das Stück Schwarzbrot hinterdrein, etwa wie man Schweinen ihr Futter in den Koben wirft. Auch wenn hierbei die Hauptursache barbarische Unkultur von Halb-

wilden war und bloß der Rest satte Schadenfreude am Feinde, so mußte es die an Sauberkeit und Disziplin, selbst in der Feldküche gewohnten Leute, immer von neuem erbittern. — Schlimmer als alles dies aber blieb die moralische Behandlung, der Hohn und Haß, in die sich oft versteckte Angst vor den Reichsdeutschen mischte, mit denen nicht gut Kirschen essen war. Mit am schlimmsten war es in dem schon vorhin flüchtig erwähnten Spital, an dessen Spitze als Oberarzt ein verrußter Deutscher stand (die schlimmste Spielart Menschen, die es je in Rußland gegeben). Er war ein tückischer Schleicher mit einer kriechenden Subalternseele, die nach Auszeichnungen lechzte. Was ein General Sandjetzky sich dadurch erwarb, daß er Reihen armer russischer Soldatenkrüppel, als „genesen" massenweise an die Front schickte, hoffte Herr Dr. W. durch möglichst infame Behandlung an Kriegsgefangenen zu erreichen. Es ist ihm trotz lobenswerter Anstrengung durch drei Jahre hindurch nicht gelungen. Er nahm sogar ein ziemlich klägliches Ende, wenn auch aus anderen Gründen. Doch das gehört nur als Nebenbemerkung zum Gedanken, daß das Schicksal sich immer wieder seltsam zu rächen pflegt. Wie oft habe ich mich an ihn persönlich gewandt, wenn besondere Leiden einzelner Schützlinge mir bleischwer auf der Seele lagen, immer vergebens, jedesmal mit höhnischen Bemerkungen über die Widerstandslosigkeit und Weichlichkeit des deutschen Offiziers (!) begleitet. Wenn er persönlich in das Offizierszimmer kam, unter dem Vorwand eines Krankenbesuchs, denn er hatte als Oberarzt mit der Behandlung kaum etwas zu tun, so benutzte er diesen Besuch dazu, ihnen mit der Miene aufrichtigsten Bedauerns von deutschen und österreichischen Niederlagen zu erzählen (aus der russischen Presse ...), sich über ihre körperlichen Beschwerden lustig zu machen oder gar Spottanekdoten über die beiderseitigen Monarchen zu erzählen, wobei er deren Gang und Haltung lächerlich machte. Dann lagen die kranken Leute totenblaß mit zusammengebissenen Zähnen da. Da sie nicht ahnten, daß der Herr Oberarzt vorzüglich deutsch konnte — zu ihnen sprach er natürlich nur russisch — konnten sie nur mangelhaft oder gar nicht auf diese eklen Angriffe erwidern. —

Zu Schluß dieses schweren dunklen Kapitels noch kurz, daß Weihnachten herangekommen war und daß zwei Geistliche, der Oberpastor Richard Walter von der Hauptkirche Moskaus und ein junger Pastor Krause, der, eine rühmliche Ausnahme unter den übrigen Geistlichen Moskaus machend, sich von Anfang an aufs Zarteste und Liebevollste um die Kriegsgefangenen mühte, nach eingereichtem Gesuch die Erlaubnis erhalten hatten, mit ihren Damen sich in die Kriegsspitäler zu teilen, um am 24. und 25. Dezember mit kleinen Christbäumen und Gaben die Gefangenen zu besuchen und ihnen einen Weihnachtsgottesdienst zu halten. Hier sei bemerkt, daß außer diesen zwei Geistlichen noch der Pastor der reformierten Gemeinde, Paul Brüschweiler — Schweizer von Geburt — sich alle die vier Jahre

hindurch in hoch anerkennenswerter Weise in rastloser Energie und äußerster Unerschrockenheit den Kriegsgefangenen gewidmet hat. Unzählige haben ihn in bestem Angedenken; sein Tun sei ihm nie vergessen. Tiefer und ergreifender aber als all dieses menschenfreundliche Wirken war die Rolle, die Pastor Walter Jahre hindurch, besonders aber 1914/15 und dann wieder 1917/18 in dem großen Hilfswerk gespielt. Er stand seiner opfermutigen Frau treu zur Seite im Helfen und Wohltun, wie später im Erdulden und Ausharren auf seinem schweren Posten, in welchem er bald völlig vereinzelt war; denn es war keine Kleinigkeit, in der alten russischen Hauptstadt neben Vorgesetzten, Amtsbrüdern und Gemeinde, die wohl alle zu Rußland hielten, sei es aus Überzeugung, Gewohnheit oder Furcht — sein Deutschtum ohne Pathos und Gerede, aber in Taten und zäher Beharrlichkeit durch Jahre hindurch aufrecht zu erhalten, dabei fort und fort Amt, Beruf und Brot bei einer unversorgten Familie und ohne Vermögen wagend. Deutsche Männer, vergeßt diesen Mann nicht! Seiner soll in den Schlußkapiteln noch warm gedacht sein. — Pastor Walter mit seiner Frau und Töchtern, Pastor Krause mit seinen Damen und ich teilten uns nun in die Weihnachtsrundfahrt in den Dämmerabendstunden des 24. und 25. Dezember 1914. Unvergeßliche Eindrücke für uns — nachhaltiger noch für die Gefangenen, die mir fast 4 Jahre später, längst daheim, noch mit feuchten Augen von diesem nievergessenen Weihnachtsabend sprachen. Ich hatte die beiden Krutitzky-Kasernen, Lefortowo und als „kleine Erholung" das vorzüglich geleitete 7. Spital als Hauptziele zu besuchen. In jedem der armselig beleuchteten Säle brannte ein von uns mitgenommenes bescheidenes Christbäumchen. Der Pastor hielt in jedem Krankensaal ein kurzes, tiefbewegtes Gebet und sprach das alte Weihnachtsevangelium, dann stimmten wir Frauen leise an „Stille Nacht, heilige Nacht" und mit leicht zitternden Stimmen fielen alle aus den Betten ein. Es wurde ihnen schwer zu singen und, wo man hinsah, rannen Tränen über totenblasse Gesichter. Die Offiziere wischten sich verstohlen die Augenwinkel oder starrten zur Decke. Ihnen hatten wir mächtige Eßkörbe mit lauter guten Dingen, mit feinen Konserven, Schinken und großen Stollen gebracht. Für die Soldaten waren Säcke mit Pfefferkuchen und Nüssen vorbereitet, vor allem aber die Weihnachtsspender der baltischen Provinzen — viele Tausende kleiner bunter Säckchen, an denen Hunderte von Frauen, junger Mädchen und Kinder seit Monaten gearbeitet, gefüllt mit Bonbons und Nüssen und außerdem mit einem Päckchen Zigaretten, einer Streichholzdose, Seife, Taschentuch, Kamm, etwas Nähzeug und einer Weihnachtskarte mit einem Weihnachtsspruch. So etwas von Kinderfreude beim Öffnen dieser Säckchen wie auf den Gesichtern dieser harten oder abgezehrten, bärtigen oder kaum beflaumten Soldaten sah ich selten. Ihre Mienen leuchteten von Dank, Schmerz und Rührung, und es hielt schwer genug, möglichst heiter und strahlend

zu bleiben angesichts dieses großen feierlichen und unsagbar wehen Bildes. —

Eines Abends hatte ich ein kurioses kleines Erlebnis. Ich kam todmüde heim, nachdem ich von früh 10—½8 abends, von Spital zu Spital und dann noch zum dänischen Konsul gefahren war, hatte den ganzen Tag nichts gegessen und war total erschöpft, reichte kaum um mich blickend, dem Mädchen im Vorzimmer meinen Pelz zu, als diese mir mit den Augen winkend, zum anderen Ende des Flurs deutete, wo ich zu meinem Erstaunen einen fremden Herrn unbeweglich stehen sah. Er kam mir etwas unheimlich vor bei aller meiner Talentlosigkeit zum Fürchten, aber es war so 'ne Sache in dieser Zeit, wo man doch immer unter dem bewußten Schwert lebte. ... Er sah mich schweigend und mit einem sonderbaren verschmitzten Blick seiner kleinen geschlitzten Augen an — ja geschlitzt waren sie — sogar sehr — sehr gelb auch das kleine Gesicht mit starken Backenknochen, sehr schwarz das glatte strähnige Haar, etwas aufgeworfen, aber nicht unangenehm der uneuropäisch geformte Mund. Er war klein von Gestalt, hatte einen feinen Gehpelz an, den er auf eine höfliche Handbewegung von mir abnahm und war tadellos angezogen. Aber er blieb hartnäckig stumm, auch als ich, ihn aufs Gradewohl russisch anredend, vorging und ihn in meinen Salon bat. „Womit kann ich dienen, mein Herr?" Keine Antwort, nur immer das verschmitzte Lächeln. Es wurde immer klarer, daß ich es mit einem Geheimpolizisten, wenn nicht mit einem Spion zu tun hatte, und ich beschloß auf der Hut zu sein. Das mußte sich wohl auf meinem Gesicht abgespielt haben, denn er lächelte noch feiner und zog dann einen versiegelten Brief aus seiner Brusttasche, den er mir noch immer schweigend übergab. Eine große fremde Handschrift, auf dem Siegel der Stempel der Großfürstin Wladimir. „Ja, aber mit wem habe ich denn eigentlich das Vergnügen?" fragte ich erstaunt. „Oh, I beg your pardon," sagte der seltsame kleine Herr endlich in einwandfreiem Akzent und zog seine Karte: „Watanabe, japanischer Generalkonsul" stand auf der großen eleganten Besuchskarte. Jetzt war meine Verblüffung verzeihlich! Ich sah die Karte und dann ihn an! „You are the Japan Generalconsul, sir, are you?" sein Mund ging in einer Schlinge von einem Ohr zum andern, er freute sich zu sehr, — er erriet natürlich alles, was ich dachte — denken mußte — „Japan und die russische Großfürstin, das kann nichts Gutes sein." „Yes, ma'am indeed, but you must read this very important letter." Und ich las. Er war von der Oberhofmeisterin der Großfürstin, einer russischen Aristokratin, die mich auf Geheiß und im Namen der erlauchten Frau bat, umgehend, womöglich binnen 24 Stunden einen gedrängten, aber wahrheitsgetreuen Bericht über die Lage der Kriegsgefangenen, besonders über Lefortowo abzufassen, da ihr dumpfe Gerüchte über die Mißstände daselbst zu Ohren gekommen seien und sie Bescheid wissen wolle. Die Antwort solle ich abermals

versiegeln und ohne jede Adresse im japanischen Generalkonsulat nur persönlich dem Generalkonsul selbst, der in alles eingeweiht sei, übergeben. Ich sah ihn noch einmal an und sein feines schlaues Gesicht flößte mir auf einmal keinen Argwohn mehr ein, im Gegenteil, es schien mir vertrauenerweckend in all seiner Geriebenheit, wie manchmal die Gesichter von Juden, nie die des Slawen. „Also morgen komme ich und bringe Ihnen die Antwort, Herr Generalkonsul, um 11 Uhr, ist es Ihnen recht?" Stumme Verbeugung. „Und der Brief wird dann schnell und völlig sicher befördert?" „Absolutely, ma'am", ein geradezu verständnisinniger Händedruck, wiederum eine tiefe Verbeugung und der kleine Mann war fort. Noch in derselben Nacht schrieb ich den Bericht, ich kann sagen, mit meinem Blut. Morgens um 11 Uhr war ich beim Konsul, derselbe schweigsame, höfliche und geheimnisvolle Hergang wiederholte sich, dann ein äußerst verbindlicher Abschied. Ach — es hat die heiß erhofften Folgen leider nie gehabt! Diese arme Großfürstin, doch gleichfalls eine deutsche Prinzessin wie die von Moskau und die Kaiserin, ihre unglückliche Schwester, war ja selbst weit ohnmächtiger als wir alle. Ihre anfänglichen ehrlichen Versuche, den Stammesbrüdern zu helfen, scheiterten bald an einem unüberwindlichen Wall von finsterem Argwohn und Spionage innerhalb dessen diese drei unglücklichen Frauen wie hinter Kerkermauern saßen. —

Anfang Februar 1915 erlebte ich einen anderen weniger kuriosen Zwischenfall, der auf ein Haar einen ziemlich unheimlichen Schluß genommen hätte. Ich hatte den Winter über in den Krutitzky-Kasernen einen meiner besten deutschen Offiziere und Freunde, einen Fürsten B. gehabt, der mir durch seine etwas sehr rassige Art, seinen erfrischenden Russenhaß unter gänzlicher Ablehnung aller überflüssigen Vorsicht oder politischen Taktik in Feindesland persönlich zwar sehr nach dem Sinne war, aber doch leidlich zu schaffen gemacht hatte. Im Verein mit dem dänischen Konsul, der von verschiedenen höchsten und allerhöchsten Herrschaften beauftragt war, sich um meine Durchlaucht zu kümmern, war es uns gelungen, ihn aus dem Käfig in eine nur 5—6 Stunden von Moskau liegende kleine Fabrikstadt, wo es einige wenige kriegsgefangene Offiziere gab, verlegen zu lassen. Er war buchstäblich wie der lion en cage zähneknirschend auf- und abgeschritten. Bald forderte er, daß man seinetwegen 3 Kanonen, 16 Maschinengewehre und 15 Schildwachen auf dem Kasernenhof aufstellen möge, damit er nur 15 Minuten täglich in frischer Luft auf- und abgehen könne, bald lag er mit vor Wut zusammengepreßten Lippen wieder an irgendeiner ansteckenden Erkältung zu Bett. Gleich beim Abschied hatte ich ihm versprechen müssen, wenn es irgend angängig war, für einige Tage abzukommen, ihn dort in der verschneiten Einsamkeit des Fabriknestes zu besuchen. Eines Tages nun bat der dänische Konsul mich telephonisch zu sich. Sobald ich eine freie Stunde fand, eilte ich hin und traf ihn ziemlich erregt. „Um

Himmelswillen, was stellt Seine Durchlaucht an?" „Nun?" — „Bitte lesen Sie diesen Brief von ihm an seine Mutter, den ich, wie immer, zu befördern hatte und in meiner Eigenschaft als offizieller Neutraler durchsehen mußte." Ich weigerte mich, ihn durchzulesen. Es paßte mir nicht in die intimen Familienbriefe des Fürsten zu sehen. Der Konsul bestand darauf und schnell durchflog ich die 2—3 Bogen. Es war allerdings ein verblüffend offenherziger, an Klarheit über das gesegnete Land, das seine erlauchte Person beherbergen durfte, nichts zu wünschen übrig lassender Bericht, in dem er alles, was ich ab und zu in günstigen Augenblicken hatte leise erzählen können, von inneren und äußeren politischen Stückchen dieses seltsamen Landes, haarklein nach Haus berichtet hatte. Außerdem machte er seinem eigenen Herzen kraftvoll und soldatisch Luft. Ich mußte lächeln, weil ich es ihm nicht verübeln konnte und mich auch das Feuer, das darinsteckte, freute! Aber der Konsul war nicht zum Spaßen aufgelegt, was man ihm nun ja auch nicht verübeln durfte und bat mich, dem Fürsten dieses mehr dramatische als vorschriftsmäßige Schriftstück zuzustellen und ihn vor etwaigen Fortsetzungen aufs allerenergischste zu warnen. Ich mußte gestehen, daß ich gerade erst gestern einen Brief von ihm gehabt hätte, in dem er mir erzählt, er schreibe jetzt an „Kriegsnovellen", die er durch eine sich möglicherweise bietende Gelegenheit nach Deutschland hinüberschicken wollte. „Um Gottes willen, so was kann ihm ja den Kopf kosten! Und schreiben können Sie ihm das ja auch nicht — also bitte dringend, machen Sie es irgend möglich und fahren Sie hin, es ist ja nahe und reden Sie mal ein ernstes Wort mit ihm, sonst kann ich meine Hilfe und Vermittlung für die Zukunft auch nicht mehr zusagen." Ich versprach mein Möglichstes zu tun und bereitete meine Durchlaucht brieflich auf einen etwaigen baldigen Besuch vor, worauf er erfreut antwortete und mir vorschlug, einfach ins Gasthaus zu fahren, wo er mich ruhig besuchen könne, da sie Dank einem liebenswürdigen — übrigens polnischen Vorgesetzten freien Ausgang hätten. Sobald es irgend denkbar war, abzukommen, machte ich mich eines Abends auf — hatte den Fürsten natürlich von meiner Ankunft verständigt — und traf nach kurzer Nachtreise um 5 Uhr früh — es war noch dunkel und ein eiskalter, echt russischer Februarmorgen — in dem tief verschneiten öden, menschen- und freudenleeren Fabriknest an, das später 1916/18 ein Hauptlager für die Kriegsgefangenen im Innern des Reiches werden sollte. Durchfröstelt und abgespannt ging ich eilig vom Bahnsteig zum Ausgang, um mir einen Schlitten zu nehmen. Wie ich drin sitze und im Begriff bin in „das Hotel" der Stadt zu fahren, ertönt ein kräftiges „Halloh" neben mir, eine hohe Gestalt springt aus einem Schlitten, ist im Nu neben mir auf dem Sitz und begrüßt mich, zwar völlig unausgeschlafen, aber froh und vor allem in schmetterndem Deutsch. Die schüchterne Bitte, vielleicht einige Vorsicht in der Wahl der jeweiligen Sprache zu beobachten, stieß auf taube

Ohren. Hier sei er so wie so bekannt wie ein bunter Hund und es sei ganz gleich, welche Sprache er spreche. Na, mir sollte es recht sein, aber ganz geheuer war mir von Anfang an nicht. Nachdem er mich in mein Gasthaus begleitet, verabredeten wir, daß er um 10 Uhr bei mir sein solle. Ich hatte etwas geruht und pünktlich um 10 Uhr klopfte er bei mir an. Ein guter Geist gab mir ein, alle wichtigen Sachen gleich zuerst zu erledigen. Ich brachte ihm Briefe und Pakete von seiner Mutter und versuchte, ihm auf meine schon manchmal erprobte Weise den leidlich eigenwilligen Kopf seiner Herrennatur etwas zurechtzurücken, ihm dabei den gefährlichen Brief einhändigend. Nach kurzem Widerstreben sah er alles ein und versprach, lammfromm zu werden. Wir hatten all das Nötigste eben abgemacht, als es an die Tür klopfte. Ich rief „herein" und drei Kellner standen teils verstört, teils neugierig an meiner Tür. „Was gibts?" „Gnädige Frau, bei Ihnen ist ein Herr — der —". „Ja gewiß, mein Gast." „Er wird gebeten sofort nach unten zu kommen." Wir wechselten einen vielsagenden Blick, schnell händigte er mir alle Briefschaften ein und im Hinausgehen rief ich ihm noch nach, ich käme selbst sofort hinunter, mich auszuweisen. Selbstverständlich hatte ich den Paß und das berühmte Einlaßpapier mit mir. So bewaffnet ging ich nach unten. Der Fürst war bereits abgeführt worden. Unten fand ich den im Gefangenenhause der acht dort untergebrachten Offiziere diensthabenden Offizier, einen verrußten Deutschen, aber ausnahmsweise einen von der guten Sorte. Ich wies alle meine Ausweispapiere vor, erklärte ihm meine Rolle ausführlich und der Eindruck war soweit gut, daß er mir versprach, sofort selbst auf den Stab zu gehen, um mit dem Kommandanten zu verhandeln. Ja, was denn überhaupt vorgefallen sei? — Ja — die Geheimpolizei hätte unsern Briefwechsel schon seit einiger Zeit überwacht, hätte von meiner Ankunft gewußt und er dürfe mir nicht verhehlen, daß vorderhand die Sache übel für uns beide stünde. Man argwöhne allerlei ... „Ja, ich tue aber ja nichts Heimliches, ich habe diesen amtlichen Ausweis und der Fürst wie die anderen hier gefangenen Offiziere freien Ausgang. Also, was ist denn Unvorschriftsmäßiges geschehen?" Es war ein gutmütiger, verlegener Patron, dieser arme, kleine Offizier. Er wollte nicht recht mit der Sprache heraus, versprach mir aber sein Möglichstes zu tun, und bat mich zwischen 2 und 3 Uhr selbst auf dem Stabe zu sein. Ich ging in mein einsames Zimmer zurück. Die nächsten Stunden waren nicht grade angenehm. Was war unterdessen mit meinem Fürsten geschehen? — wo war er — was wartete unserer noch, wofür hielt man uns? Glaubte man nicht nur an Mißbrauch der gesetzlichen Vorschriften, fürchtete man Schlimmeres? Und keine Menschenseele in der wildfremden Stadt, mein einziger Ritter hilfloser als ich. Es war das erste Warnungszeichen in der langen Kette, die unsichtbar und unheimlich schon geschmiedet war. — Um ½3 Uhr war ich auf dem Stabe. Ich fand in dem Kommandanten

einen echten Deutschenhasser mit den Formen eines Unteroffiziers, der mir gegenüber knapp die Grenzen, die man einer Dame gegenüber einzuhalten pflegt, wahrte. In barschem Tone begann sein Verhör. Ich sagte noch einmal mit großer Ruhe und vielleicht etwas von oben herab, worin meine Tätigkeit bestände, daß ich innerhalb dieser Tätigkeit den Fürsten hier besuche, um ihm einiges längst offiziell Genehmigte zu bringen, daß er mir erklärt hätte, bei dem vom Quartiermajor gestatteten freien Ausgang dürfe er mich ruhig in meinem Gasthof besuchen und, daß ich nicht wüßte, was der Herr Kommandant und die Polizei von dem Fürsten und mir wolle. Er versuchte zuerst mich durch mehrmaliges Vergessen oder Verstümmeln des Namens des Fürsten mit absichtlicher Fortlassung seines Titels als „dieser Ihr Herr B." zu reizen, was an meiner ruhigen Zurechtstellung „Sie meinen wohl Seine Durchlaucht, den Fürsten B." abprallte. Sein ganzes Benehmen atmete schwer verhaltenen, verbissenen Deutschenhaß, doch konnte er augenblicklich nichts tun, ihm fehlten die nötigen Schuldbeweise. Immerhin sagte er mir unumwunden, daß, wenn ich nicht zur rechten Zeit alle meine Ausweise vorgewiesen hätte, sowohl der Fürst B. als ich in dieser Stunde als spionageverdächtig im Gefängnis säßen. Was in Kriegszeiten auf Spionage stand, weiß jeder. Nun mußte er mir meine Papiere wieder einhändigen, gestattete mir sogar meinen Aufenthaltstermin bis nächsten Abend hier einzuhalten, empfahl mich im übrigen den Vorschriften des diensttuenden Offiziers, und ich war in Ungnaden aber noch ohne Strick entlassen. Ziemlich erschöpft kam ich in meinem Gasthof an und ließ mir telephonisch gleich den kleinen Offizier heranbitten. Die kleine Szene, die sich nun noch zwischen uns abspielte, nachdem er sich erboten hatte, mich selbst ins Gefangenenhaus zu begleiten, damit ich dort ruhig einige Stunden allein mit dem Fürsten sprechen könne, auch morgen wieder, war ziemlich lächerlich, denn er eröffnete mir jetzt stotternd und dunkelrot vor Verlegenheit, es käme noch das dazu, daß es in Iwánowo-Wosnessénsk — das war das kleine Provinznest — an und für sich etwas ganz Außerordentliches und gewissermaßen gänzlich Unstatthaftes — sei, daß ein Herr eine Dame, die allein im Gasthof lebe, besuche ..... Ich brach hierauf in ein so belustigtes Lachen aus, daß er noch röter und noch stotternder versicherte, er, für seine Person, finde das ja auch sehr provinzmäßig, er sei selbst Petersburger, usw. usw. aber — aber —. Dieser Gesichtspunkt hat mir nach all dem Schrecken großen Spaß gemacht und wirkte entlastend! Nun verlebte ich an diesem wie am nächsten Tage noch einige völlig ungestörte und wahrhaft schöne inhaltreiche Stunden in ernstestem Gedankenaustausch mit meinem Gefangenen, der einer meiner besten Leute und stolz und aufrecht bis zum letzten Tage seiner langen Sklavenjahre geblieben ist. Die nächste Nacht fuhr ich wieder nach Moskau zurück, wobei ich im Wartesaal des Bahnhofs von Iwánowo-Wosnessénsk noch erlebte, daß alle an

mir Vorübergehenden mit feindseligem Blick zuerst meinen ganz unauffälligen kleinen Lederkoffer und dann mich streiften ... Allmählich wurde es mir zu bunt und ich bückte mich, um das arme kleine Wesen zu untersuchen. O Gott, ich Arme „Anhalter Bahnhof Berlin" stand in riesigem roten Zettel darauf geklebt, noch von meiner letzten Reise im Juli 1914. Das war ja auch wirklich fast wie Hochverrat!

In Moskau angekommen stürzte ich mich natürlich mit doppelter Kraft in die Arbeit, die versäumten Tage nachzuholen. Aber schon am allerersten Abend ereilte mich ein Telegramm von meiner lieben Durchlaucht „Bin straffällig nach Sibirien befohlen".

Keine Verbindungen, kein dänischer Konsul, nichts, was ich unternahm, half mir dagegen, die eiserne Faust saß ihm nun wieder einmal im Genick, und das Schicksal nahm seinen Lauf. Im April, als ich schon selbst unter schwerer polizeilicher Aufsicht stand, selbst bereits paßlos und eigentlich in Moskau eingesperrt war, ebenso wie meine Schwester, sind wir beide dann noch einmal nachts für nur 24 Stunden, weil wir ja nirgendswo nächtigen durften, nach Petersburg gereist; meine Schwester, um sich von der schwedischen Gesandtschaft womöglich größere Geldsummen aus Deutschland zu verschaffen, denn bei den ungeheuren Anforderungen, die an uns gestellt wurden, schmolz unser baltisches Kapital mächtig zusammen, und ich, um wieder durch die Großfürstin Wladimir, die sich mit anderen hohen Herrschaften für den Fürsten B. interessierte, vielleicht doch Erleichterung in seiner Lage zu schaffen. Denn er war mittlerweile in Omsk im Straflager und hatte es sehr schwer. Es hat auch diesmal nur wenig geholfen, trotzdem ich auf Wunsch der Großfürstin einen ausführlichen Brief an sie richtete, der die Lage und das Schicksal des Fürsten beleuchtete. Er wurde immer weiter geschickt und strandete schließlich, wie die meisten deutschen Offiziere in dem berüchtigten, sich bald zu einem der historischen Massenlager herausbildenden Offizierslager Chabárowsk im fernsten Osten. Bis zum Spätherbst 1917 habe ich nie wieder ein Lebenszeichen von ihm gehabt, trotz ungezählter Bemühungen meinerseits. Ich erfuhr noch durch amtliche telegraphische Anfrage vom schwedischen Konsulat, daß er lebe und wo er sei. Erst im Januar 1918 auf dem Rücktransport in die Heimat sollte ich ihn unversehens persönlich wiedersehen. Schwer gereift, aber ungebrochen. —

VII.

Jäher Absturz.

Eines Morgens im März, als ich eilig und den Kopf voll Gedanken und Sorgen um meine Leute mit Bündeln beladen in die Krutitzkykaserne trat und automatisch wie immer meinen Ausweis eben herausziehen wollte, trat auf einmal der Oberarzt, der im ganzen Spital verhaßt war, auf mich zu und fragte mich mit schlecht verhehltem Hohn, aber ruhig, ob ich meinen Eintrittsschein bei mir hätte? Ich ärgerte mich über die müßige Frage, da man ohne Ein-

trittsschein ja nirgendswo hereinkommen konnte! „Selbstverständlich," antwortete ich etwas kühl und zeigte ihn vor. Im selben Augenblick entzog er mir ihn und sagte mit unverhülltem Triumph: „So, ich habe den Befehl vom Stabe, Ihnen denselben unverzüglich zu entziehen und den Besuch des Spitals zu verbieten." Ich stand wie versteinert, raffte mich aber sofort zusammen und fragte ruhig: „Weshalb?" Er zuckte höhnisch die Achseln: „Mir unbekannt." „Und in allen Spitälern?" „Weiß ich gleichfalls nicht." „Ich fahre sofort zur Generalin Sandjetzky, da ist irgend etwas nicht richtig," sagte ich und wandte mich zum Ausgang. „Wünsche guten Erfolg" kam die Antwort und ein Dutzend tückischer kalter Augen aus der Kanzlei blickten mir nach. In kaum zu beschreibender Erregung warf ich mich in ein Auto und fuhr zuerst ins XII. Spital, das ich am meisten geliebt, weil dort außer der Oberschwester und einem feingebildeten russischen Sanitäter, die mir beide persönlich aufs wärmste zugetan, mich in allem förderten und mir unendlich viel halfen, keiner sich um einen kümmerte. Dort wollte ich zuerst versuchen, wie meine Sachen ständen und ob das Ganze sich nicht nur auf die schlimmen Krutitzkykasernen bezog, wo ich am öftesten und eifrigsten gearbeitet. So unbefangen als möglich trat ich herein und wollte wie immer sofort zur Oberschwester, als mir plötzlich der Oberaufseher, der als Intrigant und Schleicher bekannt war, mir aber bisher nie etwas in den Weg gelegt hatte, entgegentrat und unverhüllt schroff sagte: „Bitte um Ihren Ausweis." Das erstemal in meiner ganzen Tätigkeit verstieg ich mich zu einer falschen Ausrede, ich dachte nichts als „nur ihnen noch Lebewohl sagen dürfen, meinen armen Leuten", denn hier waren meine liebsten Freunde interniert. Und ich sagte: „O, ich habe ihn diesmal dummerweise zuhause vergessen, aber Sie kennen mich ja, ich arbeite ja schon ½ Jahr hier" und wollte einfach an ihm vorbei. Er aber vertrat mir den Weg und sagte grob und laut: „Keinen Schritt! Der Eintritt ist Ihnen verboten!" und wies mir dabei den telephonischen Befehl des Stabes vor mit dem knappen, durch nichts begründeten Inhalt „Fr. Dr. H. Hoerschelmann sofort und ohne Verhandlungen den Eintrittsschein abzufordern und den weiteren Besuch des Spitals zu verbieten". Ich hielt mich kaum, aber ich sagte noch: „Dann bitte ich Sie noch, mich selbst zu den Gefangenen zu begleiten, damit ich ihnen nur noch Lebewohl sagen kann." „Nicht einen Schritt!" donnerte er mich an. Ich sagte kein Wort mehr und wandte mich zum Gehen, muß aber schlecht ausgesehen haben, denn die Oberschwester, die hinzugekommen war, faßte mich bei der Hand und sagte: „Kommen Sie einen Moment ins Schwesternzimmer und ruhen Sie sich etwas aus." Ich folgte ihr und weiß nicht, ob ich dort 2 oder 20 Minuten saß, so verstört war ich. Dann brach ich auf und wollte sofort zur Generalin. Die Folge dieses minutelangen Ausruhens bei der Oberschwester war die, daß sie noch am selben Nachmittag aus dem Dienst entlassen wurde, weil sie mir in diesem Augenblick Obdach

Ex bibl. univ. Pars.

gewährt hatte. — Ich sauste weiter, ich sah die Straßen und Menschen kaum, ich hatte nur einen Gedanken. Ich schickte meine Karte herein. Gleich darauf trat die Exzellenz zum Ausgehen gerüstet aus dem Zimmer, mich nicht einmal zum Sitzen auffordernd. Mit fliegender Stimme erzählte ich, was geschehen und bat um Erklärung. Ich fand eine völlig veränderte Stimmung vor. Trocken und kurz, ohne einen Schimmer der alten Wärme sagte sie: „Ja Sie haben einmal in Lefortowo (wo sie übrigens Vorsteherin war) eine Evakuation spät in der Nacht geleitet, als die Kranken schon längst in der Tram saßen, das ist vorschriftswidrig." Ich erklärte in kurzen Worten die Sachlage, worauf sie etwas befangen wurde, sich herausreden wollte und dann unvermittelt herausplatzte: „Ja, Sie haben aber auch eine fremde Rote Kreuzschwester mitgehabt." „Ja, Exzellenz, weil dort nirgend eine Hilfe für mich war." „Einerlei, das durften Sie nicht." „Exzellenz, dieses einen Verstoßes wegen werden Sie mir doch nicht meine ganze Arbeit und den Unglücklichen ihre einzige Hilfe entziehen, oder ist auch aus anderen Spitälern über mich geklagt worden?" „Nein, das nicht, aber dies genügt. Außerdem haben Sie parteiisch gearbeitet, Sie haben die Slawen benachteiligt und z. B. ‚Slawenbündel' vorbereitet. Kurz, es ist aus!" Nun wurde mir alles klar. Es konnte nur der verhängnisvolle Zirkularbrief sein, den Frl. v. Knierim zum Besten der Kriegsgefangenen nach Livland geschrieben, wegen dessen sie hatte fliehen müssen und der nun dem Stabe der Geheimpolizei übermittelt war. Ich sah, meine Sache war verloren. Doch raffte ich mich noch einmal zusammen, wollte ihre Hand fassen, sie beschwören, aus Menschenliebe den Gefangenen nicht ihre einzige Hilfe zu nehmen. Sie wies meine Hand schroff von sich, kehrte sich um und sagte nur noch: „Versuchen Sie nichts. Es ist aus. Und ich habe keine Zeit, ich empfehle mich." Sie ging aus der Tür. Und ich kam dann auch irgendwie auf die Straße und nach Hause. Ich weiß es alles nicht mehr, weiß auch nur noch, daß ich meiner Schwester telephonisch sagte, ich hätte meinen „Paß" verloren, ob sie kommen wolle, mir raten, was zu tun. Sie verstand natürlich sofort und war nachmittags da. Uns allen war der Grund klar. Meine Gemütsverfassung brauche ich nicht zu schildern. Ich war seit zwei Monaten auch an einem nur noch mühsam zu verbergenden schweren Nervenübel erkrankt, hielt mich aber eisern aufrecht. Dies gab mir den Rest. Noch einmal lag mein Leben zerschellt vor meinen Füßen. Noch am selben Abend besprach meine Schwester telephonisch alles mit dem Arzt, am nächsten Morgen bereits wurde ich in ein unweit Moskaus gelegenes Sanatorium gebracht. Dort sollte ich längere Zeit in strenge Kur kommen. Das Schicksal wollte es auch hier anders, Gott sei gelobt! die kurzen 12 Tage, die ich hier zu Bett liegend, immer zwischen völliger Erschöpfung und großer Erregung schlaflos, Nacht für Nacht in meinen Bildern und Vorstellungen durch die dunklen Säle meiner Spitäler wandernd, wo Hunderte und Tausende

von Armen und Händen sich nach mir streckten, zubrachte, gehören zu den furchtbarsten Erinnerungen eines an schweren Erinnerungen reichen Lebens. Am elften Tage meines dortigen Aufenthalts kamen meine Nichten heraus und erzählten, daß die Nacht vorher die erste große Haussuchung bei ihnen gewesen sei. Fünf Stunden lang hatten sechs Gendarmen das ganze große Haus von unterst zu oberst gekehrt, ballenweise alte Briefschaften, die Brautbriefe meiner Geschwister aus dem Jahre 1896, Telegramme über den Tod meines Vaters von 1898 usw. fortgeschleppt. Hingegen die tags vorher von mir aus dem Sanatorium an drei deutsche Offiziere geschickten Briefe, die noch offen und voll adressiert dalagen, übersehen! Ein sehr patriotisches Kriegslied, das auf meiner Nichte Tisch offen dalag, hatten sie eilig ergriffen, es dann aber als belanglos beiseite geworfen, wobei meine Nichten beobachteten, daß sie das Papier verkehrt in der Hand hielten und dabei sehr wichtig taten! Sie — diese Leute, ausgeschickt, um in einem deutschen Hause eine offenbar sehr ernst zu nehmende Haussuchung zu machen, konnten alle kein Wort deutsch! Doch nahmen sie die wichtigen Privatdokumente und alle Pässe, die Meinigen damit für unabsehbare Zeit auf das Peinlichste jeder Bewegungsfreiheit beraubend. Das Haus hatte dies alles sehr ruhig aufgenommen und bereitete mich nur auf einen baldigen ähnlichen Besuch vor. Ich hatte allerdings noch eine Menge ungeeigneten Materials in meiner Wohnung, beauftragte daher erstens meine Nichte, noch heute Abend in meine Wohnung in Moskau zu fahren und gewisse Briefe sofort zu vernichten, sprach außerdem gleich mit dem Arzt und bat ihn, mich in Rücksicht auf meine Lage aus dem Sanatorium zu entlassen. Widerstrebend mußte er einwilligen. Halb krank kam ich abends, es war Ostern, in meiner mir wie ein Grab verödet scheinenden Wohnung an. Was nun? Auf heimliche Besuche in den Spitälern, etwa in den Abendstunden, wie manche der deutschen Damen es zum Teil mit Glück taten, wollte ich mich grundsätzlich nicht einlassen. Es lag meiner Natur nicht, mich dabei von der Gunst und Gnade der russischen Aufseher und Sanitäter abhängig zu machen. Ganz abzubrechen war mir erst recht unmöglich. Ich versuchte also indirekt doch weiter zu helfen und zwar vorerst in den Spitälern, wo ich mit den Schwestern oder Ärzten persönliche gute Beziehung unterhielt. Hineingekommen in ein Spital bin ich zwar nie mehr, und es war bitter genug, dort demütig zu antichambrieren oder in den Kanzleien und Schwesternzimmern still und bescheiden sein Bündel abzugeben, oft lange verhandelnd und inständigst bittend, doch alles freundlichst abzugeben oder für den und jenen besonders zu sorgen, dort, wo man bisher frei hatte schalten und walten können. Aber es war doch immerhin ein Rest von Hilfe. Sachliche Unterstützung mit Geld, Kleidern, Lebensmitteln konnte ich ihnen auf diese Weise noch immer zukommen lassen, moralisch versuchte ich ihnen wenigstens brieflich nahe zu sein, denn in den menschenfreundlicheren Spitälern übernahmen die Schwestern gerne die Vermittlung

von Briefen, die mittlerweile zum Teil sehr nahe und freundschaftlich gewordenen Beziehungen mit den Kriegsgefangenen kennend. So richtete ich es ein, dem oder jenem an Leib oder Seele besonders Darniederliegenden nach wie vor mit Zuspruch und Wärme zur Seite zu sein. Das galt natürlich nur für die Offiziere, der großen Masse der armen Mannschaften konnte ich nur in wenigen, in puncto Ehrlichkeit einwandfreien Spitälern ihre heißersehnte Spende von Brot, Zucker und Zigaretten zukommen lassen, wie es ja auch die anderen helfenden deutschen Frauen taten. Es war elende Handlanger- und Lückenbüßerarbeit geworden, aber das war immer noch ein Schimmer, für die Gefangenen immer noch das Bewußtsein eines, wenn auch geschieden von ihnen für sie sorgenden Lebens, für mich noch die letzte Verbindung mit denen, für die allein zu leben ich mich entschlossen. Mitten in diese, in ihrer Halbheit immer schwerer lastende Zeit, kam denn nun auch eines Nachts die längst von mir erwartete Haussuchung. Wie töricht war auch das wieder organisiert! Anstatt dieselbe unmittelbar an die von meiner Schwester anzuschließen, ohne mir zur Besinnung Zeit zu lassen, ließen sie mich auf diese Weise — es lag ein voller Monat zwischen beiden Haussuchungen — alles, was ich etwa gehabt hätte, in Sicherheit bringen! So war denn in dieser Nacht faktisch nichts Verdächtiges bei mir als zwei Briefe. Der eine aus dem Spital von einem deutschen Offizier, der mein ganz vertrauter Freund war, und nicht ganz für die russische Gendarmerie geeignet sein konnte — der andere ein Empfehlungsschreiben des dänischen Konsuls an den schwedischen Gesandten in Petersburg. Denn seit mir meine Arbeit genommen war, nährte ich still den Plan über Schweden nach Deutschland zu entkommen und hatte die entsprechenden einleitenden Schritte dazu getan. Der erste Brief lag offen auf meinem Nachttisch, der zweite verschlossen auf meinem Schreibtisch. Gegen Morgen etwa zwischen 3 und 4 weckte mich mein treues altes Mädchen, auch auf dieses Ereignis längst vorbereitet, leise und ruhig: „Gnädige Frau, die Polizei!" Im Nu war ich aus den Federn. Mein erster Gedanke war der Brief neben mir. Er sollte gerettet werden. Ich ballte ihn zu einem kleinen Knäuel, drückte ihn meiner treuen Dienerin in die Hand und sagte leise und bestimmt: „Du haftest mir für diesen Brief!" Sie nickte stumm. Dann kleidete ich mich ruhig an und ging in meinen Salon. „Vier Herren von der Polizei, die höflich grüßten und etwas verlegen um Entschuldigung für die Belästigung zu dieser Stunde baten, aber ihr unangenehmes Amt usw." Im Salon stand noch der unabgeräumte Teetisch von letzter Nacht. Wenn sie geahnt hätten, daß drei Stunden vorher Oberschwester und Obersanitar aus einem Spital mit einer Menge Briefen an mich gekommen, mit eben so vielen von mir gegangen und die halbe Nacht über Mittel und Wege anders und besser für die Gefangenen zu sorgen mit mir beraten hatten! — Ich bot den Herrschaften nun sofort all meine Schlüssel an — und sie waren glücklich

eine fließend russisch sprechende Dame des Hauses zu finden, denn wiederum konnte kein einziger ein Wort deutsch! Sie durchsuchten meinen Schreibtisch von außen und innen, nahmen einige belanglose Photographien, zerrten aus der versiegelten Schublade, wo nur die letzten Sachen meines Mannes darinlagen, einige Briefe und alte Tagebücher von ihm, stürzten sich auf mein Adreßbüchlein mit den vielen „Germanskiadressen" und stutzten beim Anblick des an den schwedischen Gesandten gerichteten Briefs. Ich hatte alles übrige ruhig lächelnd geschehen lassen, jetzt bat ich dringend, man möchte mir diesen Brief, den ich zu einer Reise nach Schweden brauche, lassen. Bedauerndes Achselzucken, sie müßten ihn haben. Ich mußte mich fügen. Dann baten sie fast schüchtern um Erlaubnis in mein Schlafzimmer zu gehen. „Aber meine Herrn, selbstverständlich, es ist ja Ihre Pflicht!" Sehr diskret besahen sie Bett und Nachttisch, währenddessen stand meine Lisa wie von ungefähr am offenen Fenster des Nebenzimmers und starrte — als sei sie in Gedanken versunken — auf den Müllhaufen drunten, wo sie still aber scharf die kleine verknüllte Papierkugel beobachtete — der erwähnte Brief, den sie in eine Ecke desselben geworfen, ihn unentwegt im Auge behaltend. Unterdessen waren meine Gäste durch die heitere Ruhe, mit der ich die Lage auffaßte, etwas aus der Fassung geraten. Schließlich wandte ich mich an sie und sagte mit einer einladenden Bewegung auf zwei mächtige Holzschachteln zeigend: „Sie müssen nicht vergessen, meine Herren, daß ich Schriftstellerin bin, und hier ist das ganze Material meiner Manuskripte, dort eine Briefkorrespondenz von zirka zwanzig Jahren, also bitte." Es war nicht ohne Humor, wie sie sich scheu untereinander anblickten und der eine leise, aber tief aufseufzte, der andere ihm zuraunte: „Um Gotteswillen, sehen Sie diese Haufen, muß man dieses alles nehmen?" worauf ich leise auflachte und ihnen freundlicher zuriet, doch ja gewissenhaft zu sein. Außerdem hätten sie dann für ein gutes halbes Jahr zum Teil nicht uninteressanter Lektüre, was sie mit einem etwas sauersüßen Lächeln anerkannten. „Aber gnädige Frau werden uns doch einige Schachteln zum Wegtragen geben?", worauf ich gleichfalls heiter erklärte, das fiele mir gar nicht ein. Das fehlte auch noch grade, daß ich ihnen zu ihrem Überfall die Koffer stellte! Aber Papier könnten sie haben. Recht bedrückt und immer noch leise untereinander beratend, ob es nicht mit einigen Proben aus der Menge des Materials getan sei, packten sie ein. Beim Durchgehen durch den Salon warfen sie dann noch einen wehmütigen Blick auf den halbgedeckten Teetisch der vergangenen Nacht, zündeten sich verstohlen und um Erlaubnis bittend, eine bescheidene Zigarette an und sich noch viele Male für die Störung entschuldigend, zogen sie schwer bepackt mit Handschriften aller Art einsilbig und ergebnislos davon. Kaum waren sie aus unserer Sehweite, stürzte Lisa auf den in der Morgenfrühe noch immer leeren Hof und riß den verbrecherischen Briefknäuel an sich. Ich lief zu meinem

Schreibtisch, da lag ganz obenan der Brief an den schwedischen Gesandten, sie hatten ihn mir stillschweigend im letzten Moment gelassen und das war wirklich nett, denn sie merkten ja wohl von Anfang an, daß hier nichts Verdächtiges war.

Dieses eigentlich ironisch heitere Vorspiel meines nun einsetzenden Schicksalsdramas hatte im zweiten Akt schon eine ungleich unheimlichere Steigerung. Anfang Mai kam es zu dem ersten Moskauer Deutschenpogróm (Pogróm, das ist „Hetze"). Es wurde recht böse und hat furchtbare Opfer an Vermögen und Existenzen, einige furchtbarere an Menschenleben gekostet. Die wenigen reichsdeutschen oder österreichischen Fabrikanten, die noch in Moskau waren, sind damals am schlimmsten dran gewesen. Sie wurden erhängt, gesteinigt, erschossen oder in einem Sack in die Moskwá geworfen, von der Brücke aus dann noch zu Tode gesteinigt. Die deutschen Geschäfte, großen Firmen, Fabriken, Ämter, die noch übrig waren, wurden aufs Grausamste zerstört und verwüstet. Schreiende Horden mit Stangen und Beilen zogen durch die ganze Stadt, in deren Mittelpunkt die großen Firmen ihre Läden hatten, zertrümmerten Türen und Fenster, rissen Waren, Möbel, Bilder heraus, zerstampften und zerschlugen sie. Die Weiber sammelten, was sie konnten; ganze Haufen wüster Kerle zogen mit Beute beladen heulend durch die Stadt, kurz, es waren alle Schrecken des Terrors. Unermeßliche Werte sind damals verloren gegangen, ganze blühende Existenzen vernichtet worden, sinnlos und ohne jeden Nutzen, nur zum großen Schaden für die Tausende russischer Fabrikarbeiter, die, nun brotlos gemacht, als neuer Ballast auf dem schon damals zum Sinken beladenen Staatsschiff lasteten. Die furchtbarsten Bilder spielten sich ja wohl im Mittelpunkt der Stadt ab, wo auch die evangelische Hauptkirche und das Pfarrhaus meiner Geschwister lag, dem natürlich Drohungen in Menge zugegangen waren. So waren mein Schwager, meine Schwester und ihr einziger 15jähriger Sohn in ein Verwandtenhaus, zwar auch im Mittelpunkt, aber weniger ausgesetzt als das Pfarrhaus, die Burg des Deutschtums, geflohen. Einen Tag und eine Nacht erlebten sie aus dem Fenster dieses nahe am Schauplatz der schlimmsten Greuel liegenden Hauses Furchtbares, sahen das Aufbrennen und Zertrümmern der großen Geschäftshäuser, sahen, wie die herrlichsten Bechstein- und Steinway-Flügel oben aus dem dritten Stock der Musikalienhandlung krachend und berstend auf die Straße flogen, wie das schönste Kristall, mit einem Klirren als breche eine Stadt zusammen aufs Steinpflaster stürzte, sahen die tobende, haßerfüllte Menge, selbst jeden Augenblick in Gefahr, belagert und festgenommen zu werden. Nur durchs Telephon waren sie mit ihren beiden jungen Töchtern verbunden, die unterdessen an die andere Seite der Stadt zu mir in meine Wohnung gelaufen waren. Dort in die stille Gegend, glaubte man, würde der Aufruhr nicht hindringen. Es sollte anders kommen, wenn wir auch gnädig behütet worden sind. In unserem Stadtteil, nur etwas entfernt von mir, hatten sie das zweite

deutsche Pfarrhaus, eine deutsche Schule, eine Reihe deutscher Fabriken angezündet, es brannte von allen Seiten. Was wir aber nicht ahnten, war, daß dicht neben und grade mir gegenüber eine deutsche und eine österreichische Fabrik lagen. Bald sollten wir daran glauben. Zwei schreiende, tobende, entfesselte Banden, gleichfalls mit Stangen und Messern bewaffnet, unzählige geifernde Weiber unter ihnen, belagerten immer wiederabziehend und wiederkehrend die Häuser, forderten den Besitzer heraus, im anderen Fall seinen von ihm versteckt gehaltenen Sohn, einen österreichischen Untertan — und drohten mit Ermorden. Im ersten Fall, beim Deutschen, endigte es mit furchtbarem Zerstören der ganzen Knopffabrik, zuletzt zerrten sie den unglückseligen Besitzer, einen kleinen bescheidenen Mann, heraus, schleppten ihn fort und erhängten ihn. Zur österreichischen Fabrik kamen sie viermal in Abständen herangezogen, schließlich kam der Mann mit dem Leben davon, indem er mit ihnen zog — ich sehe noch sein verstörtes Gesicht —, es hieß um den Preis der Auslieferung versteckter Landsleute —, das alles sah ich mit meinen zwei jungen Nichten aus meinem Schlafzimmerfenster. Wir sahen die Greuel und hörten das Schreien und Johlen, aber kein Nerv regte sich in mir. Da kam meine Lisa gelaufen, winkte mich beiseite und sagte mir ruhig aber ernst, daß ich bedroht sei. Unser Nachbar, ein kleiner russischer Händler, der den ganzen Winter über den Betrieb vor meiner Tür gesehen, gewußt, um was es sich handelte und seinem patriotischen Herzen schon oft in Verwünschungen Luft gemacht habe, hatte nun laut verkündet, sobald die zwei Fabriken erledigt seien, noch heute, gäbe er die verdammte Germanka, die tagaus, tagein zu den Gefangenen gefahren, um sie mit den schönsten Sachen zu verwöhnen, der Menge an, da solle sie nur sehen! Die gutmütigen Hausleute, die mich liebten, hatten es meinem Mädchen warnend gesagt, nun galt es schnell zu handeln, ehe es zu spät war. Ich eilte auf die Straße, mich durchs Hoftor überzeugend, daß augenblicklich ein ruhiger Moment war. Meinem Hause gegenüber, mitten auf der Straße, war der feste Posten der sich ablösenden drei Schildwachen. Alle kannten mich und waren mir wegen öfterer Spenden von meiner Hand zugetan. In einigen Minuten war die Sache erledigt. Ich drückte dem Oberschutzmann eine beträchtliche Geldsumme für ihn und seine Kollegen in die Hand und bat ihn mich nach Kräften zu schützen. Das Gleiche tat ich mit dem gesamten Hof- und Hauspersonal und wartete dann ruhig der Dinge, die da kommen sollten, ohne meinen jungen Nichten, die blaß aber still und tapfer waren, etwas zu sagen. Nach einiger Zeit kamen die Banden wieder gezogen mit Pfeifen und Johlen. Wir standen im Hinterzimmer still mit angehaltenem Atem. Sie drangen bis an meine Hofpforte und schlugen auf sie los. Ich hörte bloß dumpfes Lärmen und Stimmengewirr. Dann Stille, sich verlierende Schritte, Weiterziehen, Verhallen in der Ferne. Meine Lisa, die aus einer Ecke des Hofs alles mit angesehen, kam heraufgelaufen, sehr bleich, aber völlig ruhig: „So, gnädige Frau, nun scheint für uns alles vorüber."

„Ja, war es denn schlimm?" „Einen Moment schon. Die Bande wollte in unsern Hof, und die Dame heraus haben, die Germanka, die für die Kriegsgefangenen gesorgt. Da hat die Polizei und die Hausdiener sie einfach beredet und beschwichtigt, hier wohne nur eine arme Kranke, die russische Untertanin sei und die man nicht quälen dürfe, usw. Einen Augenblick hatten sie gemurrt und aufbegehrt, dann aber plötzlich sich auf wichtigeres, beutereicheres besonnen und waren weitergezogen. Gleich darauf kam der Revieraufseher und meldete mir dasselbe. Er schien die Lage recht unheimlich aufgefaßt zu haben. Aber für mich persönlich war augenblicklich die Gefahr vorbei. Noch kam eine Nacht — wir saßen natürlich alle wach und sangen leise miteinander das alte Trutzlied „Eine feste Burg ist unser Gott", morgens kam dann der telephonische Anruf der armen, sich um ihre Kinder bangenden Eltern, ich rief sie alle zu mir, es wurde allmählich ganz still in meiner Straße. Eine arme reichsdeutsche Freundin, nach Moskau verschickt, die versteckt in einem Hause die Nacht über alle Schrecken der Verlassenheit in dieser Lage ausgestanden, war auch noch zu mir geflüchtet, so warteten wir nur noch bange und betend auf das Durchdringen meiner Geschwister, denn in den Straßen der Innenstadt sollte es böse aussehen. Brennende Häuser und Scheiterhaufen — Trümmerbarrikaden — herumziehende Banden — Leichen — wie würden sie durchkommen —. Halbe Stunde um halbe Stunde rann dahin, immer banger wurde uns — denn wir wußten telephonisch, daß sie längst ausgegangen waren — wir liefen immer wieder an die Hofpforte, endlich ertönte von unten her ein Ruf „Wir sind da!" Nun sanken wir uns zuerst alle stumm in die Arme; was hatte ein jeder unterdessen erlebt! Und dann saßen wir noch einen Tag und eine Nacht zusammen, lagerten auf Sofas und Dielen, kaum schlafend, aber froh, beieinander zu sein, gerettet und behütet, dicht unter den Klauen der Volksbestie hinweg. Noch ahnten wir nicht, wie nahe die Häscher uns am Nacken waren . . ., aber schon fing die Zeit der Überwachung an, immer dichtere Netze um uns zu ziehen, schon fühlte man auf Schritt und Tritt die geheime Beobachtung, merkte man, wie man von Spionen umgeben war, und ein eigentümliches Gefühl schwüler Beklommenheit, daß eher dem der fatalistischen Erwartung als der Angst glich, lagerte sich wie ein graues, saugendes Phantom über uns. Man redete nicht viel davon, man fühlte es immer. Die Tätigkeit an den Spitälern auf die vorhin geschilderte beschränkte Weise ging immer weiter. Innerlich lebte ich nach wie vor völlig mit und in diesen Räumen und Menschen. Auch hatte sich allmählich, dank den Schwestern, ein ziemlich regelmäßiger brieflicher Verkehr mit meinen kriegsgefangenen Offizieren herausgebildet. Erstlich kamen wöchentlich viele Dutzende von Karten aus den Provinzlagern und Spitälern von armen hungernden Soldaten, um Geldunterstützung flehend. Ich schickte grundsätzlich nie durch das, Deutschland damals vertretende amerikanische Konsulat, dessen furchtbares Verschleppungstempo, das allmählich eine traurige Berühmtheit erlangte, mir das als nutzlos er-

scheinen ließ, sondern immer privat, obwohl ich merkte, wie bei der Masse der Sendungen der Postbeamte allmählich stutzig wurde, mich zu beobachten und schließlich gewissermaßen zu verhören begann. Dann aber schrieben mir meine armen Offiziere aus den Moskauer Spitälern fast täglich, ihre Bitten und Wünsche, ihre Klagen und Leiden doch wenigstens auf irgendeine Weise zur alten vertrauten Quelle fließen lassend. Was in meinen Kräften lag, geschah, um ihre leibliche und seelische Not zu lindern, aber es war wenig genug, und das zehrte Tag und Nacht an mir. Ich hatte u. a. nach Lefortowo an drei Offiziere — zwei österreichische und einen deutschen, die mir sehr am Herzen lagen und von denen besonders der eine, ein schwerer Neurastheniker, mir durch sein krankes Gemüt, das schwer um die blutende Heimat litt, große Sorge machte, geschrieben. Meine mir befreundeten und vertrauten Schwestern von Lefortowo, die Oberschwester Generalin D. und deren junge Gehilfin bei den Kriegsgefangenen beförderten nach wie vor anstandslos meine Briefe und die Antworten. Ich wußte es nicht, oder machte es mir nicht genügend klar, daß aber unterdessen, während einer schweren Krankheit der Oberin, eine mir ganz fremde Oberschwester aushalf, die auch andere Gehilfinnen hatte. Alles keine übelwollenden Menschen, aber Fremde und immerhin Russinnen.... Durch sie gingen meine letzten dorthin geschickten drei Briefe — ich sollte nie eine Antwort auf sie erhalten.

Mittlerweile kamen schwere Tage. Einer meiner liebsten Schützlinge, ein preußischer Offizier, den ich damals in dem Hochwinter nach dem brutalen Transport mit schwerer Kopfrose noch hatte aus Todesklauen retten können — war scheinbar an den Blattern oder Flecktyphus erkrankt und schwebte in Lebensgefahr. Kaum für ein anderes Leben fühlte ich mich so vor seinen Eltern verantwortlich wie für dieses. Es war mir unmöglich, ihn schwerleidend, vielleicht sterbend zu wissen, verlassen und ohne liebende Hand. Tag und Nacht grübelte ich nach, wie zu ihm zu gelangen. Endlich machte ich mich auf, drang bis ins Krankengemach meiner alten geliebten Oberin, vertraute mich ihr an, — sie kannte meine innige Fürsorge für dies Sorgenkind ja längst — und flehte sie an, mir irgendwie Einlaß zu ihm zu schaffen. Sie dachte lange nach und sagte dann: „Wir wollen sehen. Lassen Sie sich vor allem schnell Schutzpocken einimpfen, damit Sie bereit sind, Sie wissen ja, wie unheimlich diese Krankheit ist, und vielleicht kann ich's machen, daß ich Sie in der strengen Schwesterntracht der K.er Nonnen hereinlasse." Noch am selben Tage war die Impfung vollzogen, ich wartete von Stunde zu Stunde. Endlich die Weisung, es sei unmöglich, sie hätte alles dafür erforscht und erwogen, aber es sei zu gefährlich für alle Teile. Die sämtlichen Posten Lefortowos kennten mich zu genau von meiner langen Tätigkeit her, hätten zu strengen Befehl, niemanden zu den Kriegsgefangenen zu lassen. Ich war ganz niedergeschlagen, und von Tag zu Tag wurde die Angst um dies teure junge Leben größer. Zweimal täglich bekam ich telephonisch Mitteilung

wie es ihm ging, ich erfuhr, er sei in freundlichster Pflege, es sei der Flecktyphus, später erwies er sich bloß als gewöhnlicher Unterleibstyphus, die Nachrichten lauteten immer günstiger, und doch verließ mich die dumpfe Angst nicht. Dann auf einmal — es sei eine akute Lungenentzündung hinzugekommen — schon am Abend waren die Temperaturen erschreckend hoch — am nächsten Morgen telephonierte mir die junge Hilfsschwester, es ginge sehr schlecht. Am Nachmittag fuhr ich, damals schon selbst eine Schwerkranke, hinaus nach Lefortowo ins Schwesternheim. Die Unruhe ließ mich nicht mehr los. Während ich harrend und bangend dort saß, kam eine neue Schwester herein, blaß und tränenüberströmt: „Gnädige Frau, es ist zu Ende. Eben ist der Herr Leutnant v. R. verschieden. Ganz schmerzlos, ohne Bewußtsein." Stumm und zerschlagen ging ich heim. Mir blieb nur das bittere Amt, es seinen verehrten frommen Eltern — sein Vater war selbst aktiv — nach Berlin zu melden. Einige Tage darauf wurde er in einem schlechten Holzsarge unter den Tausenden von Gräbern mit eingescharrt. Ich hatte nur noch sein armes, verlassenes Grab zur Pflege. —

Die nächsten Monate war ich bereits eine so schwer Kranke, daß ich nur noch zu Bett lag, mich kaum mehr allein waschen, allein essen konnte, kaum mehr schlief, auch das Sprechen war mir schwer geworden und ich dämmerte langsam einer ersehnten Auflösung entgegen. Meine Abreise nach Schweden war mir abgeschlagen worden, ich lebte unter der über mir schwebenden Fuchtel der Polizei dahin, und mir war alles gleichgültig geworden seit ich meine Arbeit nicht mehr hatte. Nur ab und zu, wenn aus einigen Spitälern noch Schwestern mit Briefen oder Bitten von den Verlassenen kamen, flackerte ein Rest Lebenswillen auf, er erlosch gleich darauf wieder. So eigentlich zwischen Tod und Leben hinüberdämmernd lag ich auch eines späten Abends im Juli im schon ganz dunklen Zimmer da mit geschlossenen Augen, völlig teilnahmslos. Da trat mein Mädchen leise an mein Bett, machte Licht und sagte leise und sehr ernst: „Liebe gnädige Frau, die Polizei, Sie müssen sehr schnell aufstehen." Im selben Moment waren auch schon einige unbekannte Männer in meinem Zimmer. Sie gaben mir kaum Zeit mich anzukleiden, mit finsteren Mienen mich argwöhnisch beobachtend, ob ich nichts versteckte, hetzten sie grob und unwirsch: „Vorwärts, vorwärts". Ich wußte nicht, was mit mir geschah, war ja auch zu keiner selbständigen Bewegung mehr imstande. Sie sahen wie ich beim Stehen taumelte, wie mein Mädchen mir alles tun mußte, wie völlig benommen ich selbst war, auch ohne jede Erregung stumpf und immer einer Ohnmacht nahe. Sie ließen mir nicht Zeit mich anzukleiden, ich konnte nur meinen Schlafrock über mein bloßes Hemd und Pantoffeln an die Füße tun, einen Schal um meinen Kopf werfen, dann wurde ich barsch in meinen Salon beordert, wo ein Herr — wie sich später herausstellte, der Untersuchungsrichter, der eine finstere Rolle in unserem großen Prozesse spielen sollte — und drei weitere Gerichtsbeamte standen. An meiner

Tür standen zwei Soldaten mit Bajonetten, zwei weitere auf dem Hof, im ganzen neun Mann. Ich schwankte so sehr, daß mir gestattet wurde mich auf meinen Schreibtischstuhl zu setzen, woselbst der Untersuchungsrichter mir drei Briefe vorlegte. Ich erkannte sofort meine Handschrift und die vorher erwähnten drei Briefe nach Lefortowo an die kranken Offiziere. Das meiste von den Vorgängen dieser Nacht ist mir entweder ganz entschwunden, oder schwebt mir nur noch wie ein düsterer Nebel von Wahnvorstellungen durchweht, vor. Aber der halben Stunde an meinem Schreibtisch erinnere ich mich haarscharf, weiß genau was ich gefragt wurde, genau, was ich mit vollem Bewußtsein meines Rechts antwortete. „Haben Sie diese Briefe geschrieben?" „Ja." „Kannten Sie diese Offiziere persönlich?" „Ja, sehr genau." „Woher?" „Aus der Zeit meiner offiziellen Tätigkeit in den Gefangenenspitälern." „Wie kamen Sie dazu ihnen das zu schreiben, was hier drinsteht?" „Einfach, weil sie krank und trostbedürftig waren und ich ihre beste Freundin." „Bitte lesen Sie den Schlußsatz in diesem Brief Nr. 1." Ich las. Da stand: „Wie dem auch sein mag, nicht auf unsere Leiden kommt es jetzt an, sondern ob wir durchhalten und unsere Waffen siegen, und sie werden und müssen siegen!" Ich blieb völlig ruhig, als er fragte: „Ist das Ihre innere Überzeugung?" „Ja, gewiß." „Sie wünschen also den deutschen Waffen den Sieg?" „Natürlich." „Wie kommen Sie dazu?" „Ich bin Deutsche." „Auch deutsche Untertanin?" „Nein, russische." „Wie kommen Sie da zu einer solchen Gesinnung?" „Weil ich die Untertanenschaft einer Frau für eine bloß äußerliche Sache halte, die nichts mit meiner Überzeugung zu tun hat." Er zog die Brauen hoch und erwiderte: „So. Dann bitte ich Sie mir zu folgen, Sie sind verhaftet." Ich weigerte mich keinen Moment, muß nur sehr bald darauf die Besinnung verloren haben, denn die Treppe bin ich herunter getragen worden, wie ich später erfuhr. Und erinnere mich auch nur noch, auf einer offenbar sehr weiten Fahrt in fest vergittertem Gefängniswagen ein- oder zweimal die Augen geöffnet zu haben. Mehrere Männer saßen um mich herum. Laternen flackerten vorüber, dann schwanden mir wieder die Sinne, und ich meinte in einen tiefen Abgrund zu sinken. Ich erwachte in einem großen kahlen, schmutzigen Vorraum dadurch, daß ziemlich rohe Hände mich nackt auszogen, wobei die Soldaten an der Tür standen und mir irgend etwas Graues überstreiften, erinnere mich dann noch, wie eine ältere Militärperson nach meinem Namen fragte und ob ich Verwandte am Ort hätte, wobei ich meines Schwagers Namen nannte, glaubte dann von einem Stockwerk in das andere, bald treppauf, bald treppab getragen zu werden, endlich auf einem Strohsack zu liegen, eine Menge weiblicher Wesen in ähnliche graue Säcke gehüllt um mich herum, die mich nach meinem Deutschtum fragten, mir allerhand zuflüsterten, glaubte Melodien zu hören und sank dann in einen bodenlosen Abgrund, aus dem ich völlig erst nach etwa dreieinhalb Wochen wieder emportauchen sollte. Denn ich verfiel einem tiefen Schlafzustand, aus dem ich, wie

späterhin die Ärzte sagten, nur durch ein Wunder wieder zum Leben erwachte. Der naheliegendste Ausgang damals wäre der Tod gewesen. Der Lenker der großen und der kleinen Geschicke allein mußte wissen, zu was er mich noch einmal erwachen ließ.

Ich war im Gefängnis, ohne es zu ahnen.

VIII.

Im Kerker.

Die nächsten Wochen, die nun folgten, waren zuerst dumpfe Besinnungslosigkeit, offenbar ab und zu unterbrochen durch mechanisch hinuntergewürgte Nahrung, doch weiß ich auch davon kaum etwas. Diesem Stadium folgten die schweren Wahnvorstellungen, Gehörtäuschungen und furchtbare Angstzustände, alle in ihrer Qual kaum zu beschreiben. Ich war wie auf ein Folterbrett geschnallt, von dem ich mich aus Schwäche nie rühren konnte und auf dem ich hilflos ohne Pflege, gänzlich verlassen dalag. Es war ein Zustand wie unter der Erde, aller Pein und den Höllengeistern, die mich umgaben, wehrlos preisgegeben. — Zwar war es das Gefängnisspital, in das man mich zuerst geschleppt, doch es unterschied sich nur äußerlich von allen Schrecken des Gefängnisses, war in vielem weit schlimmer. Gut waren Luft, Raum, Licht, Sauberkeit. Das Essen in den Blechtöpfen bestand morgens aus Tee und einem Stückchen Brot, mittags und abends aus einer dünnen, geschmacklosen Suppe und einigen Kartoffeln. Wer kein eigenes Geld hatte, konnte so ziemlich verhungern. Ich aber hatte bei meiner gewaltsamen und überstürzten Verhaftung nichts mitnehmen dürfen. Nicht nur kein Geld, sondern auch nicht die allernotwendigsten Gebrauchsgegenstände. Ich hatte kein Taschen- oder Handtuch, keine Seife, keine Zahnbürste, keinen Kamm, nichts. Ich lebte in Hunger, Blöße und Schmutz dahin, denn hier war die Stätte ohne Erbarmen und ohne Hoffnung. Wochenlang kämmte ich mein Haar mit naßgemachten Fingern, ich wusch mich ohne Seife, ich stahl von einer Schwester, die uns besuchte, heimlich ein Flöckchen Watte, um mir den Mund damit zu reinigen, ich schnaubte mich in mein grobes Bettuch, trocknete mich in mein Hemd. Die Kleidung bestand aus einem grauen Hemd von Sackleinen, das so grob war, daß sich mir in wenigen Tagen Nacken, Brust und Rücken mit roten Pickeln bedeckten, drüben ein Zwillichkittel, ein grobes Tuch auf dem Kopf, an den Füßen statt der Strümpfe grobe, graue Leinensäcke. Das Lager war ein dünner Strohsack und ebensolches Strohkissen und eine haarige braune Decke. Sehr qualvoll war es, daß die grelle elektrische Lampe die ganze Nacht über brannte, weil sonst Überfälle und Mordversuche untereinander nicht zu kontrollieren gewesen wären. Die Behandlung lag medizinisch in den Händen von Ärzten, unter denen die obersten Grade freundlich, wenn auch gänzlich automatenhaft

gleichförmig mit uns verfuhren. Der tägliche Ordinator war eine Frau. Gott segne sie allezeit. Sie war der einzige Mensch hier, der barmherzig zu mir war. Was sie mir Gutes tun konnte, das hat sie getan vom ersten bis letzten Tage. Ach, es war wenig genug — denn diese armen Angestellten — die großen wie die kleinen — standen ja selbst unter der denkbar härtesten Zwangsherrschaft — was die Verbrecher anlangt —. Sie ahnte wohl, daß ich unschuldig hier war und mit wem sie es zu tun hatte. Letzteres fühlten auch die Aufseherinnen, mit denen wir hauptsächlich in Berührung kamen, aber das reizte sie nur noch mehr, mich sichtbar meinen Genossinnen gleichzustellen. Ich wurde von jenen wie diesen zugleich als die Deutsche und die Dame gehaßt und verhöhnt. Wie willkommen war den Schließerinnen jede kleinste Gelegenheit mich zu erniedrigenden Diensten zu zwingen, alles an mir zu tadeln, über mich zu klagen, wenn ich z. B. aus Schwäche die Diele nicht waschen konnte. Die geringste Bitte um Schonung, um Gewährung eines Stückchens Seife oder dergleichen wurde barsch abgewiesen, ich wurde rauher angefahren als die Verworfenste um mich herum. Ich bekam die schlechtesten Kittel, die defektesten Hemden und Fußsäcke. Auch war ich naturgemäß durch den gänzlichen Mangel an eigenen Sachen und Hilfsmitteln sowohl als durch meine völlige Unkenntnis der Gefängnisordnung hilfloser in allem. Mit das Schlimmste aber war ein Punkt, der unerhört in den Annalen der Gefängnisspitäler sein dürfte. Die gesamte Wäsche aller der zusammenliegenden Gefängnisse — „Butyrka" hieß der ganze große Komplex — wurde in einer gemeinsamen Waschküche von den dazu bestimmten Zwangsarbeiterinnen („Katorshánki") gewaschen und zwar zusammen mit derjenigen aus der übelsten Infektionsabteilung... — Unter der sogenannten reinen Wäsche, die einmal wöchentlich zur Verteilung kam, befanden sich stets Stücke, die von Blut, Hautfetzen und schlimmeren Ablagerungen Spuren zeigten. Eine kleine Schramme oder Kratzwunde an Schulter oder Fuß und man hatte den Giftstoff in sich. — Ohne das zu ahnen, zog ich nur schaudernd vor Ekel diese Stücke an; man war ja wehrlos, bis mir eine gutmütige Arrestantin einmal zuflüsterte: „Nehmen Sie doch das nie! Sehen Sie denn nicht, daß ein großes S (Syphilis) draufsteht, die muß man immer beiseite werfen." Es lief mir kalt über den Rücken. Der Hunger und alle anderen bitteren Entbehrungen, auch der Schmutz waren nichts gegen diese Pest! Nun begriff ich auch, weshalb bei dem gemeinsamen Spaziergang auf dem Gefängnishof alle sich immer so fieberhaft die Treppe hinunterstürzten und sich um die Mäntel, später im Winter um Schafpelze, Filzkappen und Filzstiefel balgten. —

Alles dies und vieles, vieles andere, nicht weniger schlimme, war aber nichts gegen das Zusammenleben mit den Genossinnen der Zelle. „Zelle NR, 14", noch jetzt klingt mir die Zahl wie ein grauenvolles teuflisches Tonmotiv in den Ohren. Es war die schlimmste im ganzen Spital. In sie wurde ich gesteckt. 14—18 Verbrecherinnen aller

Gattungen lebten dort miteinander. Schwere Raub-, Gatten- und Schwestermörderinnen, Diebinnen, kleine Hehlerinnen und Straßendirnen. Die ersteren waren die sanfteren, umgänglichsten. Durch sie habe ich viel Gutes erfahren, an ihnen viele ergreifende, manche kindlich rührende Züge beobachtet. Die zweite Gattung waren die ekelhaftesten, heuchlerisch, verlogen und dabei kläglich. Am schwersten war die Dirne zu ertragen. Tags lagen sie meist stumpf und träge auf ihren Pritschen, aber sobald es dunkel wurde, begann ihr schamloses Gerede, ihr ganzes schmutziges, abstoßendes Gebaren. Das täglich mitansehen und hören zu müssen ist fast über meine Kraft gegangen. Nach etwa sechs Wochen bat ich um eine andere Zelle, meine Bitte an die Ärzte gerichtet, wurde von oben befürwortet, ich kam in eine als „vornehm" bekannte Zelle Nr. 18 mit einer Diebin, einer Mörderin und einer Politischen zusammen und das war eine große Erleichterung. Ich war jetzt bei voller Besinnung, nur zum Skelett abgemagert, es war wirklich gar nichts recht Menschliches an meinem Körper mehr. Doch die allerschlimmste Höhe der Leiden lag hinter mir. Ich hatte mich auch an vieles gewöhnt, nahm es nicht nur ruhig hin, sondern war auch innerlich völlig ruhig und ergeben. Mit der Zeit voll wiederkehrenden Bewußtseins und natürlichen Empfindens überkam mich auch die volle Klarheit meiner Lage insoweit, als ich wußte, für welches spezielle Verbrechen ich in diesen Ort der Qual geworfen sein mochte, in jedem Falle war es für meine Arbeit und meine Leute. Ich durfte nicht nur um ihretwillen, sondern auch *mit* ihnen leiden. Ein stolzes, feierliches Bewußtsein! An sich selbst erleben dürfen, was man staunend und leise ungläubig, halb ins Land der Legende verwiesen, von grauen Zeiten oder dunklem Mittelalter gelesen oder gehört, dies: *für eine große Sache leiden*. Es gab einem unerhörte Kraft, unerhörten Stolz. So durften auch die seltenen Stunden der Schwäche und Seelennot, die noch kamen, natürlich nie von jemandem hier gesehen werden, sie bargen sich in tiefe Nachtstille. Man muß nicht vergessen, daß ich nichts von meinem Schicksal wußte. Ich lebte völlig von der Welt abgeschlossen. Endlich, nach einem Monat, war es meiner Tag und Nacht um mich bangenden, sorgenden Schwester gelungen, mir die allernotdürftigsten Gebrauchsgegenstände, sowie ein klein wenig Tee und Zucker zukommen zu lassen. Nach einiger Zeit wurde ihr gestattet, zweimal wöchentlich unten in der Gefängniskanzlei Lebensmittel für mich abzugeben. Körperlich war ich außer Not, seit ich mich ausreichend ernähren konnte, aber mit welchen Empfindungen durchlebte ich jedesmal Sonntags und Donnerstags die halbe Stunde von ½2—2, wo ich unter mir die Schritte, die Stimmen geliebter Menschen zu hören, zu fühlen glaubte, die ich nie sehen durfte. Denn das war allen politischen Gefangenen streng untersagt. Nie vergessene Qualen dieses stummen Hoffens! Endlich kam der erste Brief meiner Schwester, da schlich ich mich auf mein Bett, weinte still und küßte die alten geliebten Schriftzüge. Es war die Stunde des Arreststpazierganges, so daß nie-

mand mich sah. Wie vorsichtig, wie leer und nichtssagend durfte dieser dreifach durchlesene, mit dem unheimlichen gelben Stempel, den wir auch auf allen unseren Kleidungsstücken eingebrannt trugen, versehene Brief geschrieben sein und doch, wie verschlang man jedes Wort und suchte einen Sinn dahinter. Dabei mußte es ja alles in der fremden, ach so verhaßten Sprache, geschrieben sein, die meine arme Schwester kaum beherrschte, doppelte Qual für sie. Nie stand ein Wort von Befreiung für mich drin, nie. Und diese scheinbare Grausamkeit war doch die größte Barmherzigkeit. Sie wußte, wovon ich nichts ahnte, daß 75000 Rubel Lösegeld auf meinen Kopf gesetzt waren und daß, fremd wie ich in Moskau war, es niemand gab, der eine solche Summe für mich hinterlegen konnte. Ach, ich ahnte ja Gott sei Dank auch nicht, daß sie alle, meine Schwester, mein Schwager, meine ältere 18jährige Nichte gleichfalls, nur wenige Tage nach meiner Verhaftung, alle nacheinander das gleiche Los erlitten hatten, nur mit dem großen Unterschied, daß sie, dank der öffentlichen Stellung, die mein Schwager einnahm, von der Gemeinde das Lösegeld für alle drei in der Gesamtsumme von 225000 Rubel erhielten und schon nach vier Tagen in Freiheit gesetzt wurden. Immerhin hatten sie alle einen Blick in die Finsternis getan und einen Begriff davon bekommen.

Diese Seiten reichen nicht hin, um auch nur mehr als einen flüchtigen Abriß von dieser Zeit zu geben, die außer den eigenen Erlebnissen, Leiden und Erfahrungen eine Überfülle an Stoff über die Verbrecherpsyche im allgemeinen und die russische im besonderen in sich birgt, groß und tief genug, um einen Band damit zu füllen. In wieviel Roheit und Gemeinheit, in wieviel Sittenlosigkeit, in wieviel Reinheit, Menschengüte und Idealismus aber auch habe ich hier geschaut und bei was für Menschen! Und über diesem allen in welchen Abgrund von Jammer. —

Bezeichnend für die Stimmung der Zeit mag folgender kleiner Ausschnitt noch sein. Eine russische Fürstin, Ehrendame eins der vielen Gefängniskomitees, machte wieder einmal einen Wohltätigkeitsbesuch und besah sich alle Zellen. In Zobel und Brillanten ging sie hoch erhobenen Hauptes durch die Räume, unterwürfig begleitete sie die Oberaufseherin und wies ihr flüsternd die einzelnen Betten. Auf die Frage der Dame nach jedem einzelnen Verbrechen kam denn die jeweilige kurze Auskunft: „Mörderin — Diebin — Raubmörderin — Prostituierte usw." Ich lag ruhig und halb abgewandt auf meinem Strohsack und hörte, wie auf einen fragenden Blick auf mich die Antwort kam: „Die da? Das ist eine Germanka," was denn auch von ihr selbstverständlich als genügende Verbrecherbezeichnung kopfnickend angenommen wurde. —

Allmählich wurde mir klar, daß es mit meinem nächtlichen Verhör in meiner Wohnung, wo ich in halb unzurechnungsfähigem Zustande verhaftet und fortgeschleppt worden war, denn doch hapern mochte und nachdem ich von einer hochintelligenten, politischen „Kollegin" in

meiner Zelle erfahren, daß man sich jederzeit den Besuch des Untersuchungsrichters zu weiterer Klärung seiner Sache ausbitten dürfe, reichte ich eine dementsprechende Bittschrift ein. Nach etwa 14 Tagen wurde ich eines Nachmittags in der gewohnten schroffen Rauheit, die hier Gesetz war, aus der Zelle gerufen. Ein Grund wurde ja nie angegeben. Ich folgte durch alle Gänge und Treppen in ein kleines Zimmer, wo ein Herr in Beamtenuniform, den ich nicht erkannte, auf mich wartete und nach einem knappen Gruß mir sogar die Gnade, mich setzen zu dürfen, erwies. Es war der Untersuchungsrichter. Er fragte nach meinem Begehr. Ich erklärte ihm, ich wünsche eine Wiederholung des Verhörs, da ich nicht wisse, ob ich in dem Zustande als Schwerkranke ausreichend geantwortet hätte. Dann vollzog sich das für mich ganz Natürliche und Selbstverständliche, in den Annalen der Gerichtsverfahren aber offenbar Ungewöhnliche, daß der Angeklagte beim zweiten selbst geforderten Verhör nicht nur keine Entkräftigung der ersten Aussagen versuchte, sondern sie noch erhärtete und bestätigte. Meine Rechtsanwälte haben später ihr fast belustigtes Erstaunen über diese Tatsache geäußert. Er stellte also noch einmal ziemlich dieselben Fragen, nur weit ausführlicher an mich, die unumwunden und ohne den leisesten Versuch einer, wenn auch noch so erlaubten diplomatischen Wendung, beantwortet wurden. Bei meiner vollkommenen Unerfahrenheit auf diesem ganzen Gebiet und gänzlich ohne Ratgeber, allein, konnte ich mich nur auf meinen bloßen Instinkt verlassen. Dieser aber riet mir die nackte Wahrheit zu bringen, nicht nur als den würdigsten, sondern auch den klügsten Weg. Er hat mich nicht irre geleitet. Hier wie später auf den langen privaten Gerichtsverhören, wie zuletzt auf den großen Gerichtssitzungen ist dieser Weg der für mich einzig richtige gewesen, auch wenn er nicht zur Freisprechung führte. Ich habe selbst von einer Kreatur, als die der Untersuchungsrichter sich erwies, den Ausdruck der Sympathie und Achtung empfangen, der uns, da von unseren Feinden kommend, zum Lohn für manche erlittene Unbill wird. Ich erklärte ihm den Ursprung meiner tief deutschen Gesinnung, meine heiße Liebe zu den leidenden Blutsgenossen, erklärte ihm mein Gebet um den Sieg der deutschen Waffen und warum ich dem in einem Brief an einen mir persönlich befreundeten, seelisch schwer darniederliegenden Offizier Ausdruck gab, erklärte auch freimütig, daß ich als Frau, Untertan ohne innere Beteiligung sei. Er wurde immer stiller, immer höflicher und da ich jetzt ein neues Schriftstück aufsetzen mußte, diktierte er es mir auf meinen eigenen Wunsch und mit genauer Überwachung jedes Satzes von meiner Seite in die Feder. Dieser Bericht aber war, der Wahrheit die Ehre gebend — durchweg in für mich teils günstigem, immer aber sympathischem Sinne abgefaßt — ohne Tücke und Hinterhalt. Es gab das reine Bild einer reinen Sache. —

Unterdessen waren allmählich die Bäume entlaubt, Schnee war gefallen, die große Kälte begann heraufzuziehen, als ich eines Tages kurzen Befehl erhielt mich in zwei Stunden zu meiner Überführung

in das große Transportgefängnis bereitzuhalten, da ich als „geheilt entlassen" galt. Dank meiner politischen Mitverbrecherin war ich soweit unterrichtet über den Geist und die Lichter und Schatten des neuen Aufenthaltsorts, daß das Grauen mich nicht übermannte. Denn das Transportgefängnis galt allgemein als das verrufenste und schlimmste in ganz Rußland, der Sammelpunkt aller nach Sibirien zu schleppenden Schwerverbrecher, besonders der politischen. Diese kamen dort in die „Odinótschka" d. i. die Einzelhaft. Dies Los wartete auch meiner und es war mir eine Erlösung nach der Pein des Zusammenlebens mit dem Auswurf. Anfang November in der Nachmittagsdämmerstunde geleitete mich eine Aufseherin und zwei Schildwachen hinab, für immer verließ ich diesen Ort, wurde im Zeughause in meine eigenen Kleider gekleidet und zog mit meinen Habseligkeiten durch die endlosen verschlungenen Höfe und Winkel bis in das zu derselben Gesamtanlage gehörende Riesengebäude. Der erste Eindruck, der Abend, die Nacht waren schon dazu angetan einem unerfahreneren Gemüt, als ich es nun schon war, Schrecken einzuflößen, alle Schrecken der finsteren Kerkervorstellungen, die man sich je gemacht und die hier in vollem Umfange bewahrheitet wurden. Vor allen Dingen die Finsternis. Düster die Mauern, die Korridorre, die Treppen, die Zellen. Düster und rauh auch die mich zuerst in Empfang nehmenden und in die Zelle geleitenden Schergen — eine atembeklemmende Stille, überall wie bleierner, hoffnungsloser Tod; dazwischen schlichen elende Gestalten mit hohläugigen Gesichtern, schwere Eimer tragend, oder andere in Ketten, von einer Schließerin mit den mittelalterlich großen Schlüsseln an rasselnder Kette begleitet durch den finsteren Gang. Moderluft und etwas anderes — ein Dunst von hundertjähriger Qual, von Leiden ohne Maß lag dumpf und furchtbar über jedem Winkel. Aber ich war ja eine abgehärtete Gefangene, biß die Zähne zusammen, antwortete ruhig und gelassen auf die grob gestellten Fragen des Soldaten. Durch endlose Gänge und Treppen in einen Turm geführt, wo mich die Oberaufseherin empfing, eine hübsche freundliche Frau, die mich gleich nach meinem Namen fragte und mir leise sagte: Sie wisse schon alles über mich durch ihre Berufsgenossinnen aus dem Spital. Etwas verlegen führte sie mich in meine Zelle und, als ich hereintrat und mich entsetzt umsah, über das was ich vorfand, bedeutete sie mich entschuldigend, dies sei nur eine vorläufige Unterkunft, es sei überall Remonte und die eigentlichen Zellen nicht frei. Es erwies sich, daß ich einfach im „Turm", der berüchtigsten Abteilung des ganzen Gefängnisses untergebracht worden war. Ich sah mich um. Ich befand mich in einer Art Verließ, fast ohne Licht, als Einrichtung einige schmutzstarrende, kaum gefüllte Strohsäcke, die auf eine Art Gestell geworfen waren, sonst nichts. Die Wände, die Tür, die Decke, alles zeugte von großer Verwahrlosung. Ich war allein und so müde, daß ich mich nur halb entkleidet auf einen Sack warf und sofort in einen totenähnlichen Schlaf sank. Nach kurzer Zeit erwachte ich von einem brennenden Jucken am

ganzen Körper, ich sprang auf und sah, daß ich von Wanzen und Läusen förmlich bedeckt war, daß erstere aus allen Fugen und Ritzen krochen, daß die ganze Zelle von Tausenden belebt war. Meine bleierne Müdigkeit vergessend, machte ich mich ans Morden, stundenlang arbeitete ich, die Säcke, meine Wäsche, alles war schließlich blutgetränkt von meinen sattgefressenen Peinigern und obwohl zu Scharen immer neue herbeikrochen, sank ich schließlich erschöpft auf mein armseliges Lager und schlief fest ein. Ich war aber nun gewitzigter als damals im Sommer als das einfältige Opfer von Willkür und Roheit. Ich ließ mir sofort den Gefängnisverwalter kommen, beschwerte mich über diese Zustände und forderte höflich, aber entschieden eine augenblickliche Übersiedlung. Der Verwalter erwies sich als ein wahrhaft menschlicher, stiller und bescheidener Offizier und befahl, selbst erschreckt über meine Lage, augenblicklich die Zuweisung einer ordentlichen Zelle in der „Odinótschka" (Einzelhaftsabteilung). Er hat sich die ganze Zeit über, die ich hier verbringen mußte, als gütig, gefällig und zu jedem nur denkbaren Zugeständnis bereit erklärt. Nicht nur er, sondern ausnahmslos alle Angestellten. Sie schienen alle zu ahnen bzw. von der Gefängnisverwaltung unterrichtet zu sein, wer ich sei und milde Vorschriften erhalten zu haben. Das und die grenzenlose Erlösung durch die Einzelhaft gestaltete hier mein Los unendlich leichter als im Spital. Ich war für alles so dankbar! Ich durfte meine eigene Kleidung und Wäsche, mein Bettzeug und Geschirr behalten und bald bewilligte man mir als besondere Vergünstigung eigentlich jeden vom Verwalter erbetenen Wunsch. So durfte ich zweimal täglich auf je 40 Minuten unter der Aufsicht einer freundlichen Beschließerin — sie waren alle gut zu mir, auch die Frauen — im kleinen engen Hof zwischen den erdrückend hohen Mauern spazieren gehen. Ich bekam täglich neue Bücher aus der veralteten, aber großen Gefängnisbibliothek (nie vergesse ich den ersten Anblick deutscher Bücher!). Ich durfte Schere und Messer in meiner Zelle haben, wurde von der zwangsweisen Morgenkontrolle um 5 Uhr früh entbunden und schließlich — das war das größte — gestattete man mir in deutscher Sprache an meine eigenen schriftstellerischen Arbeiten zu gehen. Das war etwas Unerhörtes, denn wir standen im Kriege, und es war die Sprache des Feindes. Aber ich bat so lange, bis es mir gewährt wurde. Was das für mich bedeutete, kann ich kaum aussprechen. Tagsüber war es kaum möglich, so finster war es in der Zelle, aber nachts, wenn die elektrische Lampe brannte, Grabesstille um mich, saß ich an einem kleinen angeschraubten Bettchen und schrieb stundenlang. Vielleicht die beste Arbeit meines Lebens, jedenfalls die gesammeltste. Die Handschrift mit dem bedeutsamen gelben Stempel des Gefängnisses auf jeder zehnten Seite ist in ihrer Art ein unveräußerliches Schriftstück. Ich bekam auch hier zweimal wöchentlich Lebensmittel durch meine Schwester, auch hier durfte ich einmal wöchentlich an sie und sie an mich schreiben, und die Oberaufseherin, die einmal täglich in meine Zelle schlüpfte, um nach mir zu schauen, sorgte aufs Liebevollste und dabei Ehrerbietigste für mich,

machte mir kleine Einkäufe und war wie ein guter Geist. Es blieb die äußere Umgebung. Diese war freilich unheimlich. Kein Bühnenbild aus Oper oder Drama, nicht das berühmte russische Gemälde „Der Gefangene" in der Moskauer Tretjakow-Galerie konnte es nackter und schauerlicher malen als die Wirklichkeit. Es war eine schmale dunkle Zelle von 3½ Schritt Breite, 8 Schritt Länge, erleuchtet nur durch ein winziges, mit dicksten Eisengittern versehenes Fensterchen hoch oben an der Decke, so daß ich auf keine Weise drankonnte, auch nichts von der Erde draußen sah, nur ein kleines Stückchen Winterhimmel. Außer einem an die Wand geschraubten schmalen Eisenbett, Tischplatte und Sitzbrett war nichts im Zimmer. Morgens brachte die Aufseherin einen Krug Wasser und eine Schale zum Waschen, mittags und abends wurde mir durch das Schiebefenster in der Tür das ärmliche, aber wenigstens saubere Gefängnisessen hineingeschoben. Die Tür war mehrere Zoll dick aus schwerem schwarzen Eisen, das Klirren des Riesenschlüssels dröhnte schauerlich. Heute fröstelt's mich, denke ich dran, damals war ich völlig ruhig, ja stumpf geworden. Man behandelte mich nicht mehr wie eine Verworfene, sondern sogar wie eine meines Standes, und ich konnte arbeiten! Im übrigen hielt mich nach wie vor die alte heilige Kraft meiner Sache aufrecht. Von meiner Zukunft wußte ich immer noch nichts als die Höhe der Summe, die aufgebracht werden mußte, mich auf freiem Fuß zu setzen und das war hoffnungslos genug.

So schlichen die Wochen dahin, dunkel und einförmig, aber ruhig und ergeben. Meine Gedanken waren immer bei meinen Kriegsgefangenen. Ich wußte ihre Leiden, und das lastete am furchtbarsten auf mir. Weit mehr als mein eigenes Schicksal, das mich ja noch fester an sie band. Ich machte mich gefaßt Weihnachten, wohl auch im Frühling hier zu bleiben. Es sollte anders kommen. Meine Schwester hatte mir unterdessen geschrieben, daß sie auch alle gerade in diesem selben Gefängnis vier Tage hatten sitzen müssen, es hatte mich noch nachträglich aufs Tiefste erregt. Eines Abends lag mir nach langer, langer Zeit zum erstenmal wieder schwer und bang auf der Seele — wie lange noch, Herr? — so müde und grau ging die Zeit dahin. Als die Aufseherin vorm Schlafengehen noch einen Augenblick in meine Zelle kam, getraute ich mich und sagte: „Sinaïda Matwéjewna, Sie wissen, daß meine Schwester, Frau Pastor Walter auch hier war?" Sie nickte stumm. Solche Privatgespräche mit den Gefangenen waren eigentlich streng untersagt — „Sinaïda Matwéjewna, sagen Sie mir nur eins, hat sie vielleicht gar in dieser Zelle gewohnt?" Sie wurde sofort mißtrauisch. Handelte es sich am Ende um verabredete hinterlassene Zeichen? „Warum wollen Sie das wissen?" Ich verstand und lächelte. „Ach nur, ob irgend etwas von ihrer Luft, ihrem Geist in dieser Zelle ist, nur das, nur das —". Ich konnte kaum sprechen. Sie sah mich mitleidig an, „Nein, nicht in dieser Zelle, aber nur einige Türen weiter" und wandte sich zum Gehen. Ich blieb allein und nach langer Zeit weinte ich wieder. Ich konnte auch nicht schlafen, wälzte mich

hin und her und es war mir sehr einsam und schwer ums Herz. Da kamen immer wieder die alten Worte, uns Deutschen in Rußland in diesen Jahren zum heißen Notspruch geworden: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden." Ich sagte sie mir immer vor, die halbe Nacht und mit der Stelle „Herr, wende unser Gefängnis" schlief ich ein. —

Am frühen Morgen, ich hatte eben meine armselige Zelle gekehrt und meinen Tee getrunken, rasselte es an der Tür und zu ganz unerwarteter Stunde trat eine alte, mürrische, aber nicht böse Schließerin herein. „Nun schnell, schnell, raffen Sie Ihre Sachen zusammen und kommen Sie." „Wieder in eine neue Zelle?" fragte ich stumpf. „Nein, nein, in die Freiheit, nur vorwärts." Ich starrte sie an. „Bitte, ich habe mich wohl verhört, stammelte ich, was sagten Sie?" „In die Freiheit", sagte sie, „aber schneller, ich habe keine Zeit." Ich blieb völlig gefühllos. Irgend etwas in mir antwortete nicht auf diesen unwahrscheinlichsten aller Anrufe. Willenlos packte ich meine wenigen Habseligkeiten in einen groben Sack wie alle Gefangenen ihn haben, willenlos zog ich meinen Mantel an und beladen mit meiner Habe trat ich auf den Gang. Krachend fiel die Tür meiner Zelle zu. Ich höre den Ton noch heute, „so werden sie sein wie die Träumenden" durchzuckte es mich einen Moment. Aber dann schritt ich ebenso benommen hinter der Schließerin her. Neben mir zwei Soldaten mit Bajonetten, die vertraut gewordenen Gänge und Treppen hinunter — endlos schien mir der Weg — bis in die Kanzlei. Dort erhielt ich mein eingezahltes Geld und meine Trauringe wieder, unterschrieb verschiedene Schriftstücke und wurde dann weitergeführt in ein großes kahles Zimmer, das durch ein Gitter in zwei Hälften geteilt war.... da auf einmal — — sahen meine Augen jenseits des Gitters auf einer Bank an der Wand die Gesichter meiner Schwester und meiner Nichte. Da wurde mir dunkel vor den Augen. Aber in ihrem zuckenden Gesicht lag nur das Warnende: „Still, nichts sagen." So gingen wir zu verschiedenen Seiten des Gitters dem Ausgang zu, ich immer noch geleitet von den Schergen. Nun hüllte mich offenbar jemand in einen Pelz und die Riesenpforte öffnete sich. Ich trat hinaus — dröhnend schlugen die Eisenflügel zu. Draußen stand ein verdeckter Wagen. Wir stiegen ein, der Wagenschlag klappte zu, die Pferde zogen an. Da sanken wir uns aufschluchzend in die Arme, keiner eines Wortes fähig ....

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden sie sein wie die Träumenden."

IX.

Unfreiwilliger Etappendienst.

Im heißesten staubigen Hochsommer war ich nachts ins Gefängnis geschleppt worden, todkrank an Leib und Seele. Nun wurde es Weihnachten, ringsum lag tiefer Schnee und am hellen Morgen kehrte

ich in das Haus meiner Schwester, — ein eigenes hatte ich nun nicht mehr — heim. Als eine Genesene, Erstarkte.

Früh um 10 Uhr betrat ich wieder mal ein menschliches Zimmer. Um drei Uhr nachmittags saß ich bereits mit einer Reihe verbannter deutscher Frauen und wir arbeiteten für die „Sache" —.

Auch im Gefängnis — o, liebe Ironie des Lebens — hatte mein Verkehr mit meinen Schützlingen nie ganz aufgehört. Außer den Briefen meiner Schwester waren nahezu die einzigen menschlichen Berührungen, die mir noch geblieben, gerade die, deretwegen ich dort lag, meine Kriegsgefangenen. Ohne daß sie etwas von meinem Schicksal ahnten, schrieben sie aus den Lagern des Innern Sibiriens Karte auf Karte, und es war wie ein Hohn — ihre flehentlichen Bitten, ihre Klagen über Hunger und Kälte zu lesen — es waren vorzugsweise Mannschaften — und mit zwiefach gebundenen Händen mehr als ohnmächtig dazusitzen. Nun durfte ich wenigstens wieder Handlangerin sein, schon das, welches Glück! Die Lage hatte sich unterdessen in manchen Dingen geändert. Moskau war seit dem Sommer schon nicht mehr Zentrale, sondern nur noch Durchgangspunkt in die Lager oder Spitäler der Provinz und in das ferne Sibirien. Die ersten deutschen Schwestern waren gekommen und hatten ihr Liebeswerk begonnen, das leider — dank den russischen Behörden — nur kurz dauern konnte. Dann waren die amerikanischen Schwestern eingerückt. Unter ihnen ragte eine (sie war ursprünglich deutscher Abstammung), Miß Sofia Danner, hervor, als eine der heldenhaftesten Kämpferinnen in der deutschen Sache. Es soll in diesem Kapitel noch von ihr berichtet werden. Die anderen Amerikanerinnen haben sich in ihrer großen Ehrfurcht vor den russischen Behörden keinen Ruhm um das Barmherzigkeitswerk, geschweige denn um Deutschland, erworben. Sie seien lieber nicht erwähnt.

Es konnte also zurzeit von uns aus nichts getan werden als Weihnachtsbescherungen für die gerade in Moskau auf dem Durchzug Begriffenen wenigen tausend Soldaten — Offiziere gab es augenblicklich keine hier — zu rüsten. Wieder mit baltischem Gelde. Von lauter baltischen Händen und Herzen, die jetzt hier in der Verbannung ihre einzige Freude daran fanden.

Bevor ich kurzen Bericht über die Arbeit der neutralen Konsulate bringe, erwähne ich noch einen Zwischenfall. Ich habe in vorliegenden Blättern mehrfach von der Oberschwester Generalin D. in Lefortowo und ihrer jungen Gehilfin erzählt, die mir als Kolleginnen durch viele Monate hindurch so opferfreudig und großzügig Hilfe geleistet, an die mich eine innige und dankbare Freundschaft band, obwohl sie Russen waren. Wie oft hatten diese beiden Frauen es betont, welche Freude es ihnen sei, mit mir zu arbeiten, weil sie mein sachliches Helfen ohne Ansehen des Volkstums sahen. Einer meiner ersten Ausgänge galt meinen treuen Helferinnen. Als ich das mir,

von verhängnisvollen Stunden so wohl vertraute Gemach der Oberschwester betrat, trat sie mir entgegen, schloß die Tür ab und sagte leise auf französisch — während die junge Hilfsschwester in einer Ecke saß und den Kopf in den Händen verborgen hatte —: „Bevor ich Ihnen die Hand geben darf, muß ich Ihnen etwas sagen, damit Sie gleich Bescheid wissen. Ich und die Schwester S. sind es, die Sie dem Gericht überantwortet haben." Ich wurde zu Stein und starrte sie wort- und verständnislos an. „Ja, wir. Die Ersatzschwester hat damals Ihre Briefe aufgefangen und sie mir gebracht. Die Schwester S. hat sie mir übersetzt. Dann haben wir nachts eine Sitzung gehabt, was zu tun war. Ich habe schwer mit mir gekämpft. Dreimal war ich im Begriff die Briefe einfach zu vernichten, aber meine Vaterlandspflicht war größer als meine große Liebe und Verehrung zu Ihnen. Madame H., vergessen Sie eins nicht: Sie sind eine glühende Patriotin, nicht wahr? gut! Ich achte und verstehe das; aber ich bin es auch. Ich hatte Sie jetzt als ernste Spionin im Verdacht. Fahren Sie nicht auf. Ich wäre stolz, hätte ich in Deutschland für mein Vaterland Spionin sein dürfen. Sie stehen in meinen Augen so hoch wie nur je, aber Sie wurden Rußland gefährlich, da mußte ich es tun und überlieferte Ihre Briefe durch den Oberarzt dem Gericht. Und Sie, Sie, Madame H., müssen mich verstehen, denn Sie hätten ebenso gehandelt." Da fuhr ich empor: „Nein, niemals." „Wieso, was hätten Sie nicht getan?" „Nicht heimlich, nicht hinter dem Rücken Sie der Gewalt übergeben, in deren Händen mein Leben lag, denn Anna Alexandrowna, vergessen Sie nicht, Sie glaubten an Spionage und auf Spionage steht der Galgen!" Sie wurde noch um einen Schatten bleicher, die Schwester S. schluchzte unaufhörlich in ihre Hände. „Was sollte ich denn tun als russische Patriotin, nicht weniger glühend als Sie es als Deutsche sind?" „Mich herrufen, mir ehrlich alles sagen und mir jede Berührung mit Lefortowo von nun an untersagen. Ja, wenn Sie noch mehr wollten, selbst meine Briefe dem Gericht ausliefern, aber mich wenigstens vorher einweihen, um reine Hände zu haben, aber nicht so, nicht auf die alte Judasweise." Ich wandte mich zum Gehen, mein ganzes Innere bebte vor Schmerz. Sie traten beide auf mich zu und sagten: „Wollen Sie uns verzeihen, ja?" Ich schwieg eine Sekunde, dann stieg alles gemeinsam Vergangene in mir auf, und ich streckte beiden stumm die Hand entgegen, dann zum Schluß: „Ja, es sei alles vergeben. Aber bitte, ich möchte Sie nicht mehr wiedersehen. Leben Sie wohl." Ich ging für immer.

Den Frühling und Sommer 1916 konnte ich nur brieflich helfen und ab und zu Geld in die Lager schicken. Meine Schwester hatte ihres, in seiner Stellung schwer ausgesetzten Mannes wegen — wir standen ja doch alle unter gerichtlicher Anklage und waren nur auf freiem Fuß bis zum anberaumten Gerichtstermin — ihre ganze Tätigkeit und jede Berührung mit Kriegsgefangenen einstellen müssen. Ich dagegen stand allein auf der Welt, was hatte ich zu fürchten! So

versuchte ich wenigstens, nachdem ich allmählich immer mehr und mehr in einen brieflichen Verkehr mit meinen alten und vielen neuen Schützlingen in der Ferne kam, ihnen Mut zuzusprechen, ihnen geistig und seelisch eine Stütze und Freundin zu sein. Es war wenig genug. Da kam Miß Danner von ihrer langen unendlich mühevollen, unendlich segensreichen Reise aus dem Innern des Reichs bis in die entferntesten und schwierigsten Urallager zurück, und obgleich ihre offizielle Mission abgelaufen war, blieb sie noch eine Weile in Moskau, in der geheimen Hoffnung, man würde ihr neue Vollmachten zu neuem Tun geben. Denn ihr ganzer Mensch gehörte der deutschen Sache. „Frau Doktor," sagte sie mir einmal in ihrer deutsch-amerikanischen Sprache, „es können nur wenigen wirklich sterben für ein Sache." Ich wußte, sie hätte es gekonnt. Ihr Name darf nicht vergessen werden. Als Nichtdeutsche hat sie alles, Leben, Sicherheit und Gesundheit gewagt, im unerbittlichen unermüdlichen Kampf mit Mächten, deren dunkle Gewalt der nur zu sehr kannte, der in ihren Klauen gewesen. Sie hatte sozusagen, den Teufel im Leib! Es gab nichts, was sie fürchtete und wenn vielleicht eben wegen ihrer großen Unerschrockenheit und ihres allzu kühnen Wagemutes ihr schönes Tun schneller ein Ende fand, als bei dem weit „vorsichtigeren" Vorgehen so vieler Anderer, so hat sie dafür in dieser kurzen Zeit mehr Segen gestiftet, mehr Tränen getrocknet und Erleichterung geschaffen als alle anderen mit ihrem diplomatischen Takt. Hunderte und Tausende segnen ihren Namen noch heute. Sie schloß während der kurzen Herbstwoche, die sie noch in Moskau war, ihr letztes Liebeswerk ab, indem sie den halben Tag und fast die ganze Nacht an Briefen und Paketen für die größten und schwersten Lager saß. Dabei wurden einige von uns, zuletzt ich, ihre Gehilfin. Einkaufen, besorgen, vor allem große Büchereien für die Offiziers- und Mannschaftslager zusammenstellen, denn die Sehnsucht nach geistiger Nahrung und Beschäftigung war allmählich zur schreiendsten Not in der stumpfen Eintönigkeit und Öde des Lagerlebens geworden. Spät abends bis in die tiefste Nacht hinein, während sie an ihren Berechnungen saß, hatte ich die Postpakete zu machen, alle Adressen und alle amtlichen russischen Briefe Miß Danners an die Lagerkommandanten oder Oberärzte zu schreiben, da sie kein Russisch konnte. Tags lief ich, um die Einkäufe zu machen, so daß der Semesteranfang reich besetzt in der alten Sache war. Dann kam plötzlich Miß Danners schleunige Abberufung .... Sie hatte bei weitem nicht genügend „neutral" gearbeitet und, wenn sie jetzt nicht schnell freiwillig ging, hätte es ihr übel ergehen können. Das Letzte, was sie tat, war, mich dem damaligen amerikanischen Generalkonsul vorzustellen, mit der Bitte, mir im amerikanischen Generalkonsulat Arbeit und Stellung zu geben. Ich hatte nämlich mittlerweile meine russische Lebensrente, von der ich meinen Unterhalt bestritt, eingebüßt. Nach einigen Umtrieben war es gelungen, mich als Vaterlandsfeindin so schwer zu verdächtigen, daß man es

für notwendig hielt, mir mein Einkommen zu nehmen. Ich besaß nichts mehr. Nun bekam ich neben einem Verdienst die Verbindung mit der Sache wieder und im Konsulat arbeitete eine neue Kraft für Deutschland. Die Hauptangestellten im amerikanischen Generalkonsulat waren Amerikaner, dann einige Polen, Letten, Tschechen, Russen und einige wenige richtige Deutsche. Man kann sich den Geist denken, in dem unter solchen Verhältnissen und mit einer Macht wie Amerika für Deutschlands und Österreichs Kriegsgefangene gearbeitet wurde. Jeder, der um der Sache willen und mit der Seele arbeitete, tat hier dringend not. Meine „Vergangenheit" interessierte den Konsul nicht im mindesten. Aber um ernste Arbeitskräfte war es ihm zu tun. Ebenso, wie sichs für mich von selbst verstand, in einem, einen neutralen Staat amtlich vertretenen Büro nicht geheime vaterländische Zwecke zu verfolgen. Ich habe ein halbes Jahr unter Amerika gearbeitet und ebenso tief wie in das stetig wachsende Elend der Kriegsgefangenen in den Betrieb des Konsulats hineingesehen. Doch ist hier nicht der Ort, diesen näher zu schildern. Eine Ehrenpflicht aber muß erfüllt werden, indem ich hier vor allem den Namen einer Dame erwähne, die fast die ganzen vier Kriegsjahre hindurch in unentwegter nie nachlassender Treue und Gewissenhaftigkeit und von tiefster innerer Begeisterung von ihrer Sache beseelt, gewirkt und geholfen hat.

Es war Frl. Grete Kymental, auch eine deutsche Baltin, doch in Moskau wohnhaft. Durch ihre peinliche Gewissenhaftigkeit, ihren Fleiß und ihren großen Arbeitsernst erwarb sie sich in den Konsulaten bald das Vertrauen und die Achtung ihrer Mitarbeiter und Vorgesetzten. Doch die Hauptsache war, daß sie innerlich ganz und gar bei der Sache war. Dieser Sache halber war sie in das amerikanische, später schwedische Konsulat eingetreten, sie arbeitete zuerst jahrelang freiwillig und wurde allmählich Leiterin in der Abteilung für die Kriegsgefangenen. Ihr eigenstes großes Verdienst bestand darin, daß sie persönlich im Gegensatz zu unzähligen anderen ausharrte, Jahr um Jahr, mit einer Zähigkeit, die sich durch kein Hindernis, durch keine der Hemmungen, die diese nur allzu „neutralen" Betriebe erfüllten, entwurzeln ließ, daß sie vielmehr nicht rechts noch links schauend, nicht als den großen Gedanken vor Augen behielt, dem sie bereit war jederzeit ihr ganzes Dasein zu opfern. Ihr allein ist es denn auch zu verdanken, daß in die wichtigsten Abteilungen, wo die ganze jammervolle Korrespondenz der Kriegsgefangenen von Moskau bis Sibirien reichend, die Abfertigung ihrer Heimatsgelder, der Unterstützungen, die Tausende von Klagebriefen erledigt wurden, nur ernste Persönlichkeiten kamen. Durch sie wurde der Geist der ganzen Abteilung und der großen Sache auf das Wirksamste gehoben. Was in diesen Jahren, besonders vom Winter 1917 an im schwedischen Konsulat für die Kriegsgefangenen an wirklich gediegener Arbeit getan wurde, ist zu einem sehr großen Teil diesem begeistert deutschen, durch und durch tüchtigen Mädchen zu danken.

Wenn wir über das gewissenlos nachlässige Arbeiten des ameri-

kanischen Konsulats nur flüchtig hinweggehen wollen, so verweilen wir gerne bei dem schwedischen Konsulat, an das seit Januar 1917 die Vertretung für die deutschen Kriegsgefangenen überging, während Österreich-Ungarn vom Sommer 1917 an an das dänische Konsulat kam. An der Spitze des schwedischen Konsulats standen durchweg ernste tüchtige Arbeiter. Faulenzen gab es hier nicht. Es wurde gewissenhaft geschafft. Aber die Treibkraft, die diese Art Arbeit an lebendigen Menschen allein fruchtbar und segensreich gestalten konnte — die innere Beteiligung des Herzens — fehlte natürlich. Mußte ja vielleicht zwischen der Scylla und Charybdis von Neutralität und feindlichem Russentum auch fehlen. Jedenfalls herrschte äußerlich wie innerlich Ordnung, reges Treiben, oft auch wirklicher Ernst im inneren Haushalt des schwedischen Konsulats, dem ich, wie früher dem amerikanischen Konsulat, über ein halbes Jahr in der Abteilung für Kriegsgefangene zum Teil als Grete Kymentals Gehilfin angehörte. In diesem Jahr kamen alle die nie gutzumachenden Greuel zutage, die in der Provinz und in Sibirien, in den Lagern, an den Strecken und in Bergwerksbauten, bei den Bauern, auf Mühlen und Holzfällereien usw. an den Kriegsgefangenen verübt worden, und denen allmählich wohl zum mindesten 60—70000 Leute zum Opfer fielen. Sie sind mit der Zeit alle ans Licht gedrungen, in dumpfen Gerüchten und lauten Ziffern. Die furchtbaren Tragödien der Murmanbahn, die Fleckfieberepidemien in Totzkoje, Turkestan usw., die Züge mit erfrorenen Menschen in den versiegelten Wagen, die teuflischen Grausamkeiten der Bauern, die ihre wehrlosen Opfer, geschwächt und krank, halb verhungert oder mit verfaulter Nahrung unterhielten, mit Knütteln und Faustschlägen zur Arbeit trieben. Die mehrfachen Fälle von Brandschäden in Scheunen mit Kriegsgefangenen, wo diese aus Fahrlässigkeit mit heimlicher Tücke gemischt, vor den Augen ihrer hilflosen Kameraden bei lebendigem Leibe verbrannten. Wer zählt und kennt sie alle diese Schrecken! Keine zurechtgemachten „russischen Greuel“ .... sondern alles durch die Briefe unserer deutschen Mannschaften und Offiziere — Augenzeugen — aktenmäßig an die offiziellen Zentralstellen berichtet, wo ich selbst sie täglich zur Kenntnis nahm. Man raunt sich in Deutschland einiges über „furchtbare Dinge“ zu. Man druckt wohl auch ab und zu etwas darüber, dann aber werden die Akten geschlossen und da man so viel Wichtigeres zu tun und zu denken hat, geht man zur Tagesordnung über. Und die draußen in den Steppen in ihren Massengräbern modernden Hingemordeten sind bald vergessen. Was will man, das ist der Krieg ....

Das dänische Konsulat, das für Österreich arbeitete, hat, in stetem Wechsel seiner Leiter, ab und zu einige tüchtige Kräfte gehabt. Im allgemeinen war die Arbeitsleistung dort unter Null. Nur dank der österreichischen Ärzte, die sich 1917/18 der Sache annahmen, kam ein frischer Strom hinein, so daß das Nötigste geschah, auch manches neue Unternehmen in Angriff genommen und auch ausgeführt werden konnte. —

In Moskau lebte in den Jahren 1915/17 die sogenannte „Verbrecherkolonie". Das waren die aus allen Teilen des Baltikums nach Rußland verbannten Deutschen, meist Gutsbesitzer und Geistliche. Von ihren lettisch-estnischen Dienstboten und Knechten des Verrats an Rußland angeklagt — es waren meist völlig irrsinnige unglaubhafte Märlein, die da vorgebracht wurden — waren sie sämtlich ohne Gericht und Rechtfertigung „administrativ", wie das hierzulande hieß, verschickt worden. Dem größeren Teil von ihnen war es aber durch ihre Verbindungen gelungen, in Moskau zu bleiben. Diese kleine Verbanntengesellschaft hielt natürlich eng zusammen. Einer half dem anderen, alle waren es solche, die ein Teil ihres Hab und Guts für die Kriegsgefangenen hingegeben hatten. Alle von lauterster Deutschgesinnung, „Glockenrein", so war der Ausdruck, der damals entstand, da man mit dem unverblümten „Deutschgesinnt" sehr vorsichtig sein mußte .... es war ein eisernes Zusammenhalten, in gleichem Hoffen und Glauben. Fast war es in diesen Zeiten zu einem kleinen Makel geworden, makellos zu sein. Man fragte bei einem neuauftauchenden baltischen Gesicht kaum: „Auch verbannt?" Denn es war selbstverständlich. Viele hatten in Gefängnissen geschmachtet, unsagbare Unbill erduldet, fast allen war ihr Hab und Gut zerstört oder verbrannt. Keiner redete davon, keiner klagte, alle hielten den Kopf hoch und die Zähne aufeinandergebissen. Die einzige große Frage war: „Wie steht es heute an der Front — wo steht Hindenburg eben — was hat der Kaiser gesagt?" Und kein vorübergehender kleiner Mißerfolg, keine zweifelhafte Lage konnte „das blaugoldene Fähnlein des Optimismus", das inmitten der Schar dieser allzeit Aufrechten flatterte, erzittern machen. Sie hielten sich jeder innerlich tapfer und stützten einander. Auch hier wirkten und arbeiteten in stiller Weise fast alle für die Kriegsgefangenen. Am temperamentvollsten und unbeirrbarsten waren in ihren Hilfeversuchen aller nur denkbaren, oft sehr wirksamen Art Baron Manfred Wolff, a. d. H. Dickeln und seine Gemahlin, die als Reichsdeutsche, deren zwei Brüder im deutschen Heer kämpften, verbannt war. Alle aber sammelten und scharten sich im Pfarrhause. Es war auch für die Kolonie der Verbannten der Mittelpunkt, wo sie sich Stärkung und Trost suchten, wo sie sich in dem einen großen Hauptgedanken zusammenschlossen: „Deutschland muß siegen! Wann ziehen sie in unser Land ein?"

X.

Das Gericht.

Der Frühling 1916 war in fortwährenden einzelnen Gerichtsverhören vergangen. Bewegungsfreiheit hatten wir natürlich keineswegs. Unsere Pässe waren uns genommen, wir durften nicht einmal für eine Nacht aus der Stadt hinaus, durften zwei Jahre lang den

aufgeriebenen Nerven keinerlei Ausspannung zukommen lassen. Diese Verhöre fanden nun laut jedesmaliger Aufforderung auf den Kreml, in dem berühmten alten Gerichtshaus mit seinen unzähligen verschlungenen Gängen, Auf- und Eingängen, Treppen und numerierten Zimmern statt. Zahllose Angestellte liefen herum, von denen keiner eine Ahnung von Zeit- und Arbeitseinteilung, dagegen um so mehr vom Frühstücksbrett hatte. Um mit Dickens über die Doktors Commons oder den Gerichtshof des Jarndyce-Prozesses zu reden: „Sie wußten alle so wundervoll ausgiebig, wie man es nicht machen soll." Wenn man pünktlich auf eine bestimmte Stunde zum Verhör feierlichst mit einem Schriftstück hinbestellt war, und dann zwei bis drei Stunden geduldig wartend auf der Bank im langen Korridor saß — um einen auf- und abgehend, sitzend, stehend, frech oder scheu, schwatzend oder in finsterem Schweigen allerhand lichtscheues Gesindel —, wohl auch ab und zu ein bekanntes Gesicht aus jenen dunklen Tagen, das einem vertraulich zublinzelte —, dann machte man endlose Beobachtungen, die immer mit dem Gefühl abschlossen: so war es vor hundert Jahren hier, genau so wird es nach hundert Jahren sein, in diesem Lande ohne Wandel.

Der Untersuchungsrichter wiederholte sein altes Verhör nun in immer neuer Fassung. Er wollte mir Fallen stellen, aber da ich unentwegt das Gleiche sagte, endete es damit, daß er seine Achtung für „den ihm bei einer Frau noch nicht vorgekommenen bürgerlichen und menschlichen Mut" aussprach. Aus dem Munde des Feindes so etwas zu hören, kann einen nie ganz kalt lassen. Etwas aus der Fassung kam er aber einmal, als ich die Vorlage meiner drei Briefe, für die er mich damals verhaftet, in der Urschrift sowohl wie in der russischen Übersetzung verlangte. Der Übersetzer (wieder einmal ein verrußter Deutscher), ein widerlicher Schleicher, saß dabei. Ich verglich Original und Übersetzung Zeile für Zeile. Aus mehreren sinnentstellenden, zum Teil auch etwas böswilligen Übersetzungsfehlern, von denen das Protokoll wimmelte, sprang mir eine fast lächerlich wirkende Stelle ins Auge, die hier erwähnt werden mag, um festzustellen, wie man in Rußland Anklageschriftstücke herstellte. In einem der drei verhängnisvollen Briefe hatte ich einem der Offiziere u. a. geschrieben: „Ich bange mich Tag und Nacht um unseren Winterfeld" (ein lieber gemeinsamer Freund von uns). Dieser Name war nicht einfach mit russischen Buchstaben hingesetzt, sondern ins russische übersetzt und zwar dem Namenswortlaut gemäß mit „Winterkampagne" (Winterfeldzug) ..... unten mit einer Anmerkung versehen: „Die Angeklagte bangt sich natürlich um den bevorstehenden Winterfeldzug der Deutschen und dies sind geheime Besprechungen darüber." Das war mir denn doch zu bunt und ich schlug Lärm. Die Herren sichtlich verlegen, verwickelten sich in Widersprüche. Ich bestand natürlich auf sofortiger Zurechtstellung dieses groben und offenbar absichtlichen Fehlers in meiner Gegenwart und erklärte meinem Rechtsanwalt

sofort davon Mitteilung zu machen und es auch auf der Gerichtssitzung vorzubringen.

Unterdessen hatten wir unsere Verteidiger längst mit der ganzen Sache vertraut gemacht. Es waren die ersten und bekanntesten Rechtsanwälte Rußlands — vier an der Zahl, natürlich Russen, aber klug, beschlagen, vorurteilsfrei und vor allem von untadliger Gesinnung. In diesen Zeiten war es für einen russischen Rechtsanwalt gar nicht so einfach, einen deutschen Prozeß zu führen, besonders einen, der allmählich schon viel hatte von sich reden machen. Die Herren hatten sich auf das Anerkennenswerteste in die Tatsachen vertieft und bald war bei ihnen nur eine Stimme der Entrüstung über das gesamte Vorgehen ihres Satmmes — und Fachgenossen in dieser Sache. Sie verteidigten eine gute Sache mit gutem Gewissen, ein nicht allzu häufiges Vorkommnis in diesem Beruf. Eine lange und äußerst angreifende Reihe von Einzel- und Gesamtbesprechungen, die sich meist bis in die tiefste Nacht hinein dehnten, und in dem endlosen Wiederkäuen der Sache äußerst angreifend waren, begann. Endlich war der Oktober gekommen. Ende dieses Monats sollte die erste öffentliche Gerichtssitzung stattfinden. Die ganze „deutsche Verbrecherkolonie" wartete mit Spannung und mit ihrem ganzen Herzen zu uns stehend, auf den schweren Tag. Und endlich kam er. Am Vorabend war eine eigentümliche Stimmung. Mein Anwalt hatte es gewünscht, daß ich, wenn ich zu meiner Verteidigung aufgerufen würde, mich nicht auf die bloßen kurzen Antworten beschränken soll, sondern selbst ausführlich meinen Standpunkt darlegen. Er erhoffte eine gute Wirkung davon. Mich aber schreckte der Gedanke, tiefstes Denken und Fühlen, hier vor der schaulustigen Menge, vor einem russischen Gerichtshof preiszugeben. Das allein raubte mir meine Ruhe, die sonst unverrückt über allen Möglichkeiten stand, und derer waren nicht wenige. Nicht allein, daß unsere sämtlichen Rechtsanwälte uns darauf gefaßt gemacht hatten, daß trotz der gänzlichen Unhaltbarkeit der Anklage, die wörtlich auf „Gründung eines geheimen verbrecherischen rußlandfeindlichen Komitees zunutzen der Kriegsgefangenen" lautete, wir keinen Freispruch zu erwarten hatten, da die Richter die ganze Sache ins Politische hineinspielen und uns wegen „germanophiler Gesinnung" (das Schlagwort dieser Zeit!) verurteilen würden. Nein, es war sogar möglich, daß wir sofort aus der Gerichtssitzung wieder ins Gefängnis abgeführt würden. Im letzten Augenblick hatte man uns alle uns zukommenden Rechte versagt: wir sollten keinen eigenen persönlichen Übersetzer vor Gericht erhalten und unsere eigenen Zeugen waren uns sämtlich verweigert worden. So waren wir auf alles gefaßt, hatten jeder unser Köfferchen und eine Summe Geldes bereit gelegt, zuhause alles bis auf das Letzte geordnet, marschfertig zu abermaliger langer Haft. Ernst und still sagten wir uns Gute Nacht.

An einem klaren wundervollen Herbstmorgen wanderten wir vier den Weg hinauf zum weißsteinernen Kreml. Ich vergesse diesen Gang

nicht. Meine Schwester und ich gingen miteinander. Wir sprachen wenig, aber wir dachten beide: — wann sehen wir die Sonne wieder ... — dachten auch an die Gebete und Wünsche aller, die mit uns waren, in dieser Stunde schwerer Anfechtung, und dachten unserer großen Sache. So waren wir ganz still und voll innerer Ruhe, als wir das große und finstere Haus, eine Stätte so vielerlei bewegter Dramen seit Jahrhunderten, betraten. Man begegnete uns überall mit großer Höflichkeit, in den Garderoben, den Wandelgängen, dem uns eigens eingeräumten Aufenthaltszimmer. Natürlich endloses Warten. Überall, wo wir hinsahen, Gesichter unserer Freunde. Ich trat an die Tür, die zum Gerichtssaal führte und sah durch den Spalt. Ein dicht besetzter Saal. Hinten im Zuschauerraum die ganze „Kolonie" und ein Teil der Gemeinde meines Schwagers, vorn eine Menge russischen Publikums, vor allem sämtliche Rechtsanwälte und sonstige Juristen Moskaus. Dann kam die Gerichtstribüne mit den drei großen mittelalterlich hohen, roten Stühlen für die Richter. Links hinter der Schranke der Platz für den Gerichtsschreiber, rechts ein erhöhter feierlicher Sitz für den Staatsanwalt. Hinten das lebensgroße Bild des Zaren, daneben Heiligenbild und Altar zum Schwören und ein Priester. Unterhalb der Tribüne rechts die fast leere Zeugenbank ... und links die Anklagebank für uns. Ich gestehe offen, daß, wie ich das ganze Bild sah, mich einen Augenblick ein Schauer überflog, wie er mir sonst fremd war. War es das gänzlich Ungewohnte des Anblicks, war es einfach die innere Scheu der Frau in diesem Schauspiel Mittelpunkt zu sein, aber einen Atemzug lang ergriff mich das Unheimliche der Lage. Doch schon hatte ich mich wieder. Nun kam der Augenblick wo die erste Glocke ertönte. Wir wurden hineingeführt, vor uns saßen unsere Rechtsanwälte in Frack und weißer Halsbinde. Wir waren alle schwarz gekleidet. Nach kurzem Warten die zweite Glocke. Feierliches Aufschlagen des Stabes des Gerichtsdieners: „Ssud idiot" („das Gericht kommt") und der Staatsanwalt und die drei Richter erschienen in vollem Ornat. Alles echt slawische Gesichter. Verschwommen, mit listigen Augen der Eine, eiskalte und doch fanatische Masken die Andern. „Lasset alle Hoffnung sinken", flüstere ich schnell meiner Schwester zu. Sie nickt nur. Von allen Belastungszeugen ist keiner erschienen. Die Sitzung beginnt. Eintöniges Verlesen des Protokolls. Feststellung der Personalien bei jedem von uns. Es hat keinen Sinn, den endlosen schleppenden Verlauf einer russischen Gerichtssitzung hier niederzulegen. Es zog sich von Stunde zu Stunde. Das fortwährende Wiederholen durch 1½ Jahr zehnfach durchgesiebter Tatsachen, Worte, Briefe. Eindrucksvoll waren nur einzelne Augenblicke und Bilder.

Die unbewegten kalten und verschlagenen Züge der Richter, die gespannt horchenden, von Liebe und Angst um uns beseelten Mienen der Deutschen hinten im großen Saal, und die Gesichter meiner Mitangeklagten in ihrer stillen Würde, am meisten das meiner

Schwester mit dem schmal gewordenen, blassen und stolzen Antlitz. Wer diese Stirnen sah, wußte —, so sehen keine heimtückischen Verräter aus, von denen kams wie Licht. —

Die in den Gerichtsannalen selten genug vorkommende Tatsache, daß sämtliche vorgeladenen Belastungszeugen nicht erschienen waren, die einen sich durch Krankheit entschuldigend, die anderen ohne jede Entschuldigung, veranlaßte die Rechtsanwälte, eine Vertagung der Verhandlung bis zum Erscheinen dieser wichtigen Personen zur Entscheidung zu fordern. Erfolgte eine 1½ Stunden dauernde Beratung des Gerichtshofs hinter verschlossenen Türen — und nachdem man uns 10 Stunden lang windelweich gefragt hatte, wurden wir spät abends mit dem Beschluß der Vertagung entlassen. An Leib und Seele mürbe, kehrten wir heim. Wieder drei Monate Frist, drei Monate Harrens. Ende Januar, genau am gleichen Datum, schritten wir vier alten Verbrecher, wiederum jeder mit seinem Handköfferchen, diesmal durch knirschenden Schnee und Winterkälte hinauf den altbekannten Weg. Ruhiger denn je, aber auch gefaßter denn je, gefaßt auf das Schlimmste, denn diesmal sollten nun wirklich die verhängnisvollen Zeugen vollzählig sein. Das gleiche Bild wie damals. Wieder unsere ganze Kolonie um uns versammelt, wieder die ganze juristische Welt Moskaus, unsere Rechtsanwälte einen Schimmer erregter, denn heute sollten die Verteidigungsreden kommen. Gleich zu Anfang wurde die Losung ausgegeben, daß die Sitzung nur bei verschlossenen Türen stattfinden dürfe und jeder von uns Angeklagten nur das Recht auf vier von uns selbst gewählte Zuhörer habe. Es war dem hohen Gerichtshof nicht ganz geheuer mit dem großen Publikum und den von ihm, wie man später klar ersah, von vornherein gefällten Urteilsspruch, auf dem Gewissen. Es war also nur eine ganz kleine Versammlung. In der alten Reihenfolge wickelte sich nun alles ab. Dann kam der Zeugenaufruf, die Vereidigung, die Aussagen. Von ihnen allen waren zwei erschienen, ein kleiner Polizist mit der ganzen Kläglichkeit eines Unterbeamten, der sich in ein Lügennetz verstrickt sah und nicht wußte, wie herauskommen. Er sollte gegen meinen Schwager aussagen — wand und drehte sich nach allen Seiten —, da er gar nicht vom Fleck kam und nichts Belastendes vorzubringen wußte, auch eigentlich nichts gegen meinen Schwager hatte, rettete er sich mit einer groben Lüge, — im selben Augenblicke von dem aufschnellenden Advokaten unterbrochen und ertappt. Dann kam die stellvertretende Oberschwester von Lefortowo dran, die meine Briefe aufgefangen und der Generalin D. übergeben hatte. Sie stand mit schlotternden Knien da und tat mir eigentlich leid. Sie glaubte, brav ihre Schuldigkeit getan zu haben, nun wußte sie nicht aus noch ein vor diesen vielen unerwarteten Fragen. Sie wollte aussagen, daß ich parteiisch gearbeitet hätte, wobei aber herauskam, daß sie nicht einmal wußte, was der Unterschied zwischen reichsdeutschen und österreichischen Kriegsgefangenen war. Und ob es erstere in Lefortowo überhaupt

gegeben hatte! Unter dem unterdrückten Kichern des Publikums und den verstimmt die Augen senkenden Gesichtern des Gerichtshofes trat sie ab. Unterdessen hatte mein Anwalt mir schon zugeflüstert, ich solle kein einziges selbständiges Wort zu meiner Verteidigung sagen, es sei völlig nutzlos „wissen Sie — einfach Perlen vor die S....." ich atmete auf. Folgten die kurzen Verhöre mit unseren Antworten, dann nochmaliges Vorlesen der großen Anklageakte, endlich die Verteidigungsreden. Sie waren glänzend. Zum Teil Musterstücke an Schlagfertigkeit, Schärfe und beißendem Hohn, zum Teil wieder voll innerer Wärme und unwiderleglicher Überzeugungskraft. Es ging ein großes Rauschen durch das Publikum, die Gesichter der Richter blieben unbeweglich. Die Freisprechung schien klar. Es fehlte jeder Beweis zur Erhärtung der Anklage. Die Zeugen hatten durchaus versagt. Die wichtigeren waren nicht erschienen, es gab nur eine Lösung. Eine volle Stunde Wartens, der Gerichtshof beriet im Geheimkabinett. Dann wieder die Klingel: „Ssud idjot" und das eintönige Verlesen des Urteilsspruches. Meine Nichte wurde wegen Minderjährigkeit freigesprochen, wir anderen alle bekamen „Schuldig" mit einem halben Jahr Gefängnishaft, wobei mir ausdrücklich mein bereits abgebüßtes halbes Jahr *nicht* angerechnet, mir also ein volles Jahr Kerker zugesprochen wurde. Es war ein großes Schweigen. Auch bei uns, doch gingen wir aufrecht hinaus, wie wir hineingetreten waren. Nun blieb uns noch die Berufung an den Senat, doch trotz unserer vielfachen, recht bedeutenden Verbindungen in Petersburg hatten wir nur wenig Hoffnung. Es sollte ganz anders kommen: — — —

Die ganze russische Presse bis nach Sibirien hinein bemächtigte sich unseres Prozesses. „Die Sache Walter-Hoerschelmann" bekam eine gewisse Berühmtheit. Unter der wirklich gebildeten russischen Öffentlichkeit aber, besonders in der Juristenwelt, war nur eine Stimme der Empörung. Unsere Verurteilung galt als offenbarer Justizmord.

XI.

Neue Wirren und alte Leiden.

Der März 1917 war angebrochen. Mit ihm die große Zarenrevolution. Es ist nicht Zweck und Absicht dieser Blätter, Ursachen und Ziele dieser großen historischen Bewegung aufzudecken, sie auch nur in ihren Einzelerscheinungen genauer zu schildern. Uns geht vorderhand ihre Wirkung für uns Deutsche, insonderheit die Kriegsgefangenen, an. Gesehen und erlebt habe ich aber immerhin das ganze Drama, das sich in den vier berühmten Märztagen abspielte. Besonders da das schwedische Konsulat, an dem ich damals den ganzen Tag arbeitete, im Mittelpunkt des revolutionären Massenschauspiels lag und ich auf dem Heimweg mich durch die Volksmassen und das Toben der glückstrunkenen Menge nur langsam durchdrängen konnte.

Viel Aufregung, auch ehrliche Begeisterung, noch mehr Hysterie und lärmendes Schreien, selten, ganz selten einmal ein ernstes blasses Gesicht vom Ausdruck wirklicher Ergriffenheit beseelt. Und Theater! Das ehrliche Theater, ohne das weder der Slawe noch der Romane seine Weltgeschichte machen kann. Und doch welch himmelweiter Unterschied zwischen 1789 und 1917 — trotz einer zum Teil ähnlichen Vorgeschichte, der alten Tragödie des unterdrückten Volkes, das seine Ketten zerreißt. Wie einheitlich in seinen ganzen furchtbaren Folgen, wie aus einem Guß mutete das große Blutbad jener fernen Schreckenstage an neben dem mehr barbarischen als grausamen Wesen dieser, sich nicht nur an ihren Worten und Aufzügen berauschenden, sondern alsbald erschreckend schnell in Wirrwarr stürzenden, rat- und kopflosen Menge! Ohne Führer, ohne eigentliches Haupt, der eigenen Willkür preisgegeben! Doch wir verstricken uns bereits zu viel hinein in das Wirrsal dieses traurigen, unlösbaren Themas. Unlösbarer für den, der die russische Volksseele wirklich kannte und damit auch ihre Hoffnungslosigkeit bei jedem tieferen Konflikt. Sehr bezeichnend war die äußere und die innere Haltung der gesamten baltischen Kolonie in Moskau in diesen Tagen. Äußerlich hielten sie sich völlig fern von diesem Trubel, sie gingen nicht einmal hin, um ihn sich anzusehen, obwohl es immerhin Weltgeschichte war, was sich da abspielte. Sie saßen in ihren Zimmern, und ein leises Lächeln hochmütiger Geringschätzung war in ihren Gesichtern. Innerlich aber — trotz der von altersher unüberbrückbaren Scheidewand, die sie vom Herrscher dieses Landes trennte, dem Herrscher, der ihr Land hatte zertrümmern und knebeln lassen, trotz der Kluft auch, die sie mehr denn je von der militärischen Gewalt dieses Volkes trennte, nahmen sie nun Partei. Sie fühlten immerhin etwas wie eine leise Teilnahme und ein großes Mitleid für diesen schwachen unwürdigen, aber von Gott und allen Menschen Verlassenen und Entthronten, für die gefesselten, ihrer Achselstücke und ihres Säbels beraubten Offiziere, die stumm und mit gesenkten Köpfen von den roh triumphierenden kleinen Soldaten durch die gaffende Menge geführt wurden. Sie waren kaisertreu geblieben und das war selten genug! — Dann kam eines Morgens auch der Augenblick, wo die Blätter die Listen derjenigen politischen Verbrechen und Paragraphen brachten, für welche die neue revolutionäre Regierung Amnestie gewährte. Unser Paragraph war mit darunter und wir waren frei. Frei durch die Vertreter einer Gewalt, die uns den in streng aristokratischer und kaisertreuer Erziehung Aufgewachsenen die fremdeste und am geringsten geachtetste gewesen war. Sie waren unsere Befreier und Beschützer geworden. O, Lebensironie! Und langsam, allmählich erst, fühlten wir, wie der alte, bleierne Druck, der uns in den zwei Jahren fast wie etwas von unserem Leben Untrennbares geworden war, von uns wich, und wie erst nach und nach mit seinem Weichen das volle Bewußtsein seiner ganzen lähmenden Schwere über uns kam.

Ich hatte die ganzen 1½ Jahre hindurch, seit ich aus dem Gefängnis entlassen, nie aufgehört für meine Kriegsgefangenen zu arbeiten und ihnen das bißchen, was ich noch hatte, ganz zu geben. Nach dem Zusammenarbeiten mit Miß Danner kam das angestrengte achtstündige Arbeiten in den Konsulaten. Zuerst im amerikanischen für beide Reiche, dann mit der Kriegserklärung Amerikas im schwedischen für Deutschland allein. Man gab auch da seine ganze Kraft im Gedanken, daß das bißchen wirklichen Deutschtums in dieser Neutralitätsatmosphäre doch vielleicht etwas Nutzen bringen könne, in dem wachsenden Meer von Not und Verlassenheit da draußen in den Lagern. Auch kamen oft truppweise gefangene Mannschaften aus den Moskau nahegelegenen Lagern unter militärischer Bedeckung auf einen Tag herein in die Stadt und in ihre Konsulate, um sich persönlich Unterstützung und Hilfe zu suchen. Dazu setzte allmählich die nun stetig wachsende Fluchtbewegung ein. Den Einen wie den Andern konnte man im Stillen helfen, wenn man sein leider sehr schmal gewordenes Hilfssäcklein nur immer heimlich bei sich trug. Dazu ging der eigene Briefwechsel mit den Lagern, den europäischen wie den sibirischen, immer weiter. Besonders als der Sommer kam und wir nach drei Jahren qualvollen Eingesperrtseins in der verhaßten Stadt, ohne einen Tag Erholung, nun zum erstenmal wieder im Besitz eines Passes, etwas Atem schöpfen durften und für vier Monate nach Finnland mit seinen kühlen Seen, seiner herben eigentümlichen Kultur und seiner Deutschfreundlichkeit gingen, bestand meine Aufgabe darin, den großen mir zur Verfügung stehenden Stoff allmählich niederzuschreiben, und alles, was an Kraft und Trostfähigkeit für meine immer endloser schmachtenden Schützlinge in mir lebte, ihnen zu schenken. Es war augenblicklich das einzige, was ich tun konnte, denn ich hatte keine andere Arbeit mehr, das schwedische Konsulat hatte mich, weil ich einmal vor Gericht gestanden, mit schlankem Abschied entlassen..... „Ich könne der Sache nur schaden....."

Und meine russische Lebensrente war mir eines Tages kurzerhand entzogen worden. Man wollte wohl keine „Landesverräterin" schützen. So schwebte ich völlig in der Luft. Auch begannen sich die Spuren der letzten drei Jahre deutlich an meinem immer schwächer werdenden Körper zu zeigen, und es kamen Wochen, wo ich glaubte, daß der sanfte Befreier mit der Herbstgeige mir sein dunkles Lied leise wieder zu spielen begänne. Doch meine Aufgabe war noch nicht getan. Ich ahnte nicht einmal, was für ein Jahr mir noch bevorstand, voll Anstrengung und voll köstlichen Reichtums. —

Immer häufiger wurden jene Einzelbriefe aus dem fernen Osten, die gerade die innere geistige Not in ihrer stets wachsenden Stärke zeigten. Aus dem öden, gänzlich abgelegenen Tschitá kamen mir Briefe, von den sonst stärksten und straffsten Persönlichkeiten, aktiven Offizieren und geistig auf der Höhe stehenden Leuten, wie z. B. dem in Österreich wohlbekannten Hauptmann R. J. Kreutz, dessen sich ver-

dichtende Bitterkeit und schneidender Hohn auf Weltgeschichte und Völkergeschick mir ein schlimmes Zeichen war. Wie unendlich schwierig war dabei so ein Briefwechsel — meist französisch — in seinen verzwickten Windungen und Bildern usw.; es hielt schwer, nur halbwegs herausbringen zu können, was man sich doch eigentlich sagen wollte und das dabei doch Keiner verstehen durfte. E. Th. A. Hoffmann hätte nicht verschnörkelter schreiben können, als wir zu jenen Zeiten! Noch weit gefährlicher war es, wenn's, wie bei einem sehr nahen Freunde, einem deutsch-österreichischen Arzt erster Ordnung, dem Dr. Niedermair, galt, die Wege zur Flucht planmäßig zu ebnen. Dieser hatte im Winter 1914/15 in der bösesten Zeit zu meinen besonderen Schützlingen in der Krutyzkikaserne gehört. Er war dann nach Petropawlowsk in Sibirien verschleppt worden, wo er nun seit zweieinhalb Jahren fast allein ohne Kameraden, kaum eigene Mannschaft um sich, fast nur russische Soldatenlazarette bedienen mußte und in der größten Einsamkeit dieser Einöde ein schauerlich verlassenes Dasein führte. Er war schon in Moskau als Chirurg der Wohltäter vieler geworden, die er vor dem Untergang an Blutvergiftung usw. gerettet. Er tat auch hier — dabei so gut wie ohne Hilfsmittel — eisern seine Pflicht, klagte nie, blieb allzeit aufrecht, obwohl er nicht einmal die geistige Ablenkung hatte, die sich die Kameraden im Lager durch eigen geschaffenes Theater, Musik usw. schafften. Ihm mußte geholfen werden und der sommerliche Briefwechsel — ein Brief ging vier Wochen lang — war ein ganzer, umständlicher und verschlungener Bau von Plänen, Wegen, Möglichkeiten, einer fein in die Wege geleiteten und von mir allmählich bis ins kleinste ausgearbeiteten Flucht über Finnland und Schweden. Alles mußte immer unter der Maske seines in Helsingfors und Stockholm zu verlegenden wissenschaftlichen Buchs dienen. Es ist nie gelungen, und gerade dieser Märtyrer seiner Pflicht als Arzt und als Österreicher, sitzt noch eben — 1920 — gefangen, verschollen in sibirischer Ferne.[1]) — Ein Lichtstrahl war dafür das Gelingen, einen andern deutsch-österreichischen Offizier und Freund, einen der begeistertsten und deutschesten Wiener, den ich gekannt, den Dr. K., von seinem seit vielen Wochen in Moskau wartenden Invalidentransport, fast im letzten Augenblick, herauszubekommen und in die kleine Schar der Auserwählten hineinzuschmuggeln, die nun wirklich heimdurften. Er hatte drei Jahre in Sibirien gesessen und sein nervöses, leidenschaftliches Gemüt war schwer belastet. Alle Gespenster überlanger Gefangenschaft fingen schon an, ihre Häupter nach diesem Menschen zu recken; nach einer langen „Geheimsitzung" mit dem dänischen Konsul kurz vor meinem Aufbruch nach Finnland gelang es, dies Menschenleben vor tiefer Schwermut zu retten. — Ein unerwarteter Helfer erstand mir in dem schwedischen Delegierten Hedblom, 1919 von den Bolschewisten ermordet, dessen Namen mit noch einigen anderen Schweden, dem Delegierten Fueregod und der lieben, tiefweiblichen und barm-

[1]) Im November 1920 endlich heimgekehrt.

herzigen Schwester Björkmann, leuchten mögen, unter denen, die Leib und Dasein nicht schonten um der deutschen Sache willen. Hedblom hatte seinen Sitz in Chabarowsk, das ja allmählich eins der größten und zum Teil auch schwersten Lager geworden war, hauptsächlich für Deutsche, bald auch für österreichische Offiziere. Ich hatte ihm geschrieben und gefragt, ob er wohl eine Reihe meiner Schützlinge und Freunde unter seinen besonderen Schutz nehmen wolle. Er antwortete mir mit freudiger Bereitwilligkeit und riet, doch immer einen größeren Betrag direkt auf seinen Namen zu schicken, so daß meine Leute immer über etwas Mittel zu verfügen hätten. Auch erbot er sich, Briefe, Bücher und alle Pakete direkt an sie zu befördern und auch für meine deutschen Offiziere in den nahegelegenen sibirischen Lagern Spaskoje usw. zu sorgen. Endlich ein Weg! Denn bisher packte und versandte man doch stets mit dem hoffnungslosen Bewußtsein, daß es nie oder nicht vor einem halben Jahre ankäme. Hedblom hat besonders in Chabarowsk aufs unermüdlichste und treueste für die Kriegsgefangenen gesorgt. Was ihnen an Erleichterungen in ihrem grausamen Leben dort langsam und nur nach unaufhörlichem Kampf mit hartnäckigstem russischem Widerstand gewährt werden konnte, haben sie immer und immer wieder diesem treuen Helfer zu danken gehabt.[1]) — Von den sibirischen Lagern waren damals neben Tschitá und Chabarowsk die schwersten Tomsk, Omsk, Tobolsk, Spaskoje. Vor allem war es die geistige und moralische Not, die allmählich die Menschenseelen unterwühlte. Es war das vierte Jahr des Lebens hinter Plankenzäunen, — mehr denn je abgeschnitten von Heimat und Angehörigen. Die schon damals immer schwerer werdenden wirtschaftlichen Verhältnisse, die sich zuspitzenden Beziehungen zwischen Offizieren und Mannschaften, letztere aufgehetzt durch die russische Revolution, zerrten an den Nerven der Unglücklichen so, daß das eintraf, wovor sie bisher verschont geblieben — die Arbeitsunfähigkeit, die Unmöglichkeit sich zu sammeln, auch wo sie sich Bücher und Beschäftigung in ihrem Fach in engem Rahmen verschafft hatten. Die Fälle schwerer Nervenerkrankung — einige sogar mit tödlichem Ausgang, mehrten sich. Die geistige Stumpfheit und Gleichgültigkeit, absolute Gedankenflucht, griff rasend um sich. Verzweifelte Briefe kamen von überall, bei allem Widerstand, allem Willen, aufrecht zu bleiben, vermochten viele nicht mehr, sich völlig über Wasser zu halten. Die langsam einsetzenden Invalidentransporte nahmen einen schneckenmäßigen Verlauf. Leute, die vor einem halben und einem Jahr von der Kommission anerkannt waren, wurden zurückgestellt. Andere, fast Gesunde aus irgendeinem Grunde vorgezogen — manchmal auch einfach dank dem nie versagenden, klingenden Hilfsmittel — kamen fort. Dann lagerten die Transporte an irgendeinem Durchgangspunkt wochen- ja monatelang, und langsam wurde auch Moskau wieder Hauptstation, bis es im Herbst 1917 begann, abermals der große Hauptort für die Invaliden-Rücktransporte zu werden. — Furchtbar war die Not in Chabarowsk,

[1]) Im Jahre 1919 von den Bolschewisten ermordet.

dem weitaus größten Lager, besonders für die deutschen Offiziere. Bei der barbarischen Hitze ein zu Zeiten fast völliger Wassermangel — Wasserleitung keine vorhanden und durch Trägheit und verbissenen Eigensinn das Anfahren unterlassen und verzögert —, so daß oft auf den Mann im Tage ein einziges Glas für Trinken und Waschen kam! Das schaffte unerhörte Qualen; weit schlimmer noch war der Umstand, daß ihr Briefwechsel so gut wie ganz unterbunden war. Nicht nur die ungeheure Entfernung, sondern in diesem Falle geradezu böswillige Absicht nahm ihnen ihren letzten einzigen Trost, die Verbindung mit den Ihren. Sie durften hier ohnehin nicht mehr als zwei Briefe oder vier Karten monatlich schreiben, genau wie im Gefängnis. — Und dann mußten sie es erleben, daß sie diese wenigen Lebens- und Liebeszeichen, die sie geben oder erhalten durften — oft durch Monate Wartens und Sehnens erkauft, unerledigt auf den Kehrichthaufen geworfen fanden. Man kann sich die immer zunehmende Erbitterung denken. Schwerer aber als alles dieses wurde das erzwungene Aufeinanderhocken mit oft gänzlich fremden Elementen. Die Unmöglichkeit des Alleinseins nun schon durch vier Jahre hindurch. Keine Bewegung, kein Tun, kaum ein Denken oder Fühlen mehr, ohne stete, wenngleich ungewollte Kontrolle des Nebenmannes. Die gleichen Gesichter — die gleiche tote, stumpfe Stimmung — Tag für Tag — Stunde um Stunde, Jahr um Jahr. Das brachte sie gegeneinander auf, wie Tiere im gleichen Käfig. Eine wachsende innere Gereiztheit, schwerer Überdruß, sich oft bis zum stillen Haß steigernd, griff um sich. Und doch!! Wieviel Kraftentfaltung in all der Grausamkeit ihres Daseins! Wieviel Zähigkeit im Ertragen, wieviel Heldentum im Dulden! Eine Heldenleistung anderer Art, doch wahrlich nicht geringer als die in den Schützengräben. Was sie noch aufrecht erhielt, neben dem inneren Festhalten an ihren alten deutschen Idealen, schufen sie sich alles allein. Stück um Stück mit unsäglicher Geduld, Mühe und Arbeit. Sie richteten sich ihre Bücherei ein, sie schufen sich Tennis- und Fußballplätze, ihr eigenes kleines Orchester, sie hatten Kabaretts und eine ganze Schauspielertruppe gegründet, wo sie alle Arten Darbietungen von der harmlos-heiteren Muse an bis zu ganz feinen ernsten Leistungen wirklicher Kunst brachten. Sie hielten wissenschaftliche Vorträge, Sprach- und andere Kurse, denn es gab ja doch Fachleute aller nur denkbaren Gebiete. Kurz, wo man ihnen nur ein Luftloch ließ, suchten sie sich etwas Raum und Bewegung zu schaffen, um nicht ganz und gar zu verkümmern. Trotzdem wurde es immer schwerer und schwerer. So zog der Herbst 1917 heran und mit ihm die Bolschewistenrevolution. — — —

Auch für diese neue Volksgärung des unglücklichen Rußland ist in diesen Blättern nicht Raum noch Anlaß ausführlich zu werden, zumal es sich für uns ja vor allem immer wieder um die Folgen für unsere Kriegsgefangenen handelte. Auch diese nahmen durch diese neue und verhängnisvolle Bewegung veränderte Formen an. Das äußere Bild dieser zweiten Volkserhebung in Moskau nach des unglücklichen

Kerénski Sturz und Flucht hatte weniger theatralische, als unheimliche Formen. Das große Pathos mit mancher wirklichen Erregung und echt slawischer Massenbegeisterung, aber auch viel Marktschreierei und Pose vom März hatte hier den düsteren Umrissen des von innen herausschwelenden Bruderkriegs Platz gemacht. Acht Tage lang stand die ungeheure Stadt an allen Seiten und Ecken unter offenem Mord und Blutvergießen, unter Straßenschlachten, neuen Verwüstungen und Schießereien von früh bis spät. Letztere haben nie wieder aufgehört. Bis heute noch stehen Moskau und Petersburg unter dem Geknatter und Gekrach von Kanonen und Maschinengewehren. — — — Damals, in den historischen Tagen des Ausbruchs zwischen Bolschewisten und „Junkern", war das Straßenbild eigentlich weitaus schlimmer als bei den großen Massenaufzügen im März. Totenstille auf allen Straßen, wo nicht gerade wie an bestimmten Plätzen und Gegenden der offene Kampf tobte — denn die bürgerliche Bevölkerung hielt sich zum Teil auf öffentlichen Befehl in den Häusern, da es immerhin jederzeit lebensgefährlich sein konnte. Alle Augenblicke sausten die Riesenlastautomobile durch die Straßen, auf ihnen standen Rücken an Rücken 40—60 Bolschewisten, unheimliche Kerle mit ungekämmten, verwilderten und finsteren Gesichtern, meist vom rohesten Typus, mit geladenen Gewehren oder aufgepflanztem Bajonett und oft schossen sie einfach in die Menge hinein, wo sie feindliche Zusammenrottungen vermuteten oder auf den Dächern und Böden Schlupfwinkel der „Junker" kannten. Mit ihnen wechselten die kleinen verdeckten Autos, aus deren offenen Fenstern je 5—6 Browningpistolen zielten, das waren die „Junker". So konnte es einem begegnen, daß man unversehens mitten in einem Funkenregen krachender Schüsse geriet, wenn einen Pflicht oder Notwendigkeit eben doch auf die Straße führte. Aller Handel und Wandel stockte, keine elektrische Bahn, keine Droschke, alle Läden geschlossen, tiefste Dunkelheit auf den Straßen, beklommene Stille, nur immer unterbrochen durch fernes oder nahes Rollen, Krachen, Knattern von Kugeln und Granaten. Schwere bange Stimmung auf dem Ganzen, wenngleich, zumal bei uns Deutschen, eine merkbare Abstumpfung herrschte durch alle bereits erlebten Schrecken mit den Kriegsgefangenen, den großen Deutschenpogroms, der Märzrevolution und dem eigenen schweren Schicksal. Man hatte jede Furcht, jedes Grauen selbst, verloren; nur die innere Nervosität und der immer wachsende tiefe Ekel gegen diese Luft und Scholle nahmen zu. — Die Bolschewisten siegten bekanntlich und der neue Militärstab mit seinen beiden Führern Muráloff (ein einfacher Soldat, aber ein gescheiter und energischer Kopf) für die militärische, Arósssieff (ein Mensch mit Universitätsbildung, der leidlich französisch sprach und kein übler Geselle war) für die politische Abteilung, hatte sich gebildet. Von ihnen soll nachher noch die Rede sein, denn sie wurden jetzt an Stelle des berüchtigten Sandjétzki die Beschützer und Beauftragten für die Kriegsgefangenen. Die Lage dieser bot seit der Bol-

schewistenrevolution bald ein verändertes Bild und zwar nach mancher Richtung hin. Zuerst einmal zugunsten der Deutschen, zum Nachteil der Österreicher — mit Ausnahme der Tschechen, die ja bald ein wirksames Kampfmittel für die Russen bilden sollten. Deutschland war ja nun doch allmählich der große Sieger geworden, der Friede mit Rußland stand vor der Tür, mit ihm Bündnismöglichkeiten für die Zukunft und die Herren Bolschewisten waren klug genug, sich die Stellung durch fortgesetztes feindliches Verhalten zu den deutschen Kriegsgefangenen nicht zu verderben. Bei den Österreichern kamen die meisten dieser Faktoren nicht in Betracht und sie gerieten ins Hintertreffen, mußten überall zurückstehen und wurden gedrückt, wo sie bisher bevorzugt gewesen waren. Man fürchtete sie nicht. — Wesentlich schärfer war die Veränderung in der Behandlung der Offiziere und Mannschaften; die Lage der ersteren wurde unerträglich schwer. Vorderhand von seiten der Russen; hatten diese ihre eigenen kaisertreuen Offiziere abgesetzt, geknebelt und mißhandelt, um wieviel mehr die Kriegsgefangenen, die ja doch wehrlos und ohnehin Feinde waren. Behandlung, Verpflegung und alle Arten Erleichterungen wurden für die Mannschaften in demselben Grade leichter, als sie sich für die Offiziere drückender gestalteten, wobei sie natürlich auch für erstere noch schlimm genug blieben; besonderes die kriegsgefangenen Soldaten, die nicht in den großen Städten oder Lagern waren, sondern in Bergwerken, auf Streckenbau, in den Dörfern, bei Bauern hatten es gerade in diesem letzten Winter entsetzlich; sie hungerten und froren mehr denn je, sie wurden mit Faustschlägen und Knüppeln zur Arbeit getrieben, sogar an Sonn- und Feiertagen. Kranke, die bei schwerer Arbeit niederbrachen, wurden mißhandelt usw. Die Offiziere aber in den Städten oder Lagern, wo es auch war, wurden auf alle nur denkbare Weise schikaniert. Ihr in diesem Jahr ohnehin nicht mehr für das allerdringendste hinreichendes Monatsgehalt von 50 Rubeln wurde ihnen jetzt geflissentlich vorenthalten, so daß sie auf Hungern und Darben angewiesen waren, soweit ihnen nicht ab und zu noch glücklichere Kameraden halfen. Der bisher bestehende, so notwendige Verkehr zwischen Offizieren und Mannschaften wurde verboten, um die alten guten Beziehungen zwischen ihnen möglichst planmäßig zu untergraben; ja, es ging so weit, daß um dieses Grundsatzes willen selbst die von Anbeginn der Gefangenschaft eingesetzten regelmäßigen Unterstützungen der Offiziere an ihre eigenen Leute verboten wurden. Daß die Offiziere jetzt auf Mannschaftskost gesetzt waren, verstand sich von selbst. Gewiß gingen neben all diesen dunklen Seiten, die der Bolschewismus mit sich brachte, auch einige Erleichterungen einher. Vor allem die größere Freiheit für Mannschaften und Offiziere. — In den Lagern wie in den Städten bekamen sie größere Bewegungsmöglichkeit; sie durften, wenn auch zum Teil unter Bedeckung, zum Teil sogar ganz ohne solche umhergehen, ihre Einkäufe, ja mit der Zeit sogar Besuche in deutschen Häusern machen, was natürlich ein

außerordentlicher Gewinn für diese geistig und seelisch ausgehungerten Menschen war, aber eigentlich auch nur für Moskau in Betracht kam. Und mit dem herannahenden Frieden mehrten sich denn auch die sibirischen Transporte und die große Welle der Rückflutung begann sich in zwei verschiedenen Strömen zu ergießen — dem erlaubten und dem verbotenen — den offiziellen Transporten und der großen stetig anwachsenden Fluchtbewegung. —

XII.

Der Große Winter.

Die großen Austausch-Invalidentransporte, die schon im Sommer eingesetzt hatten, mehrten sich nun von Woche zu Woche. Immer neue Gruppen kamen an und schon im Oktober 1917 war wiederum Moskau Hauptdurchgangspunkt für die Kriegsgefangenen. Wie schon vorher erwähnt, geschah Ungerechtigkeit über Ungerechtigkeit. Die schon durch 3½ Jahre hindurch geprüften und zermürbten Gemüter und Nerven wurden immer schwerer mitgenommen. Einer der schlimmsten Punkte war die große und völlig willkürliche Verschleppung der ganzen Bewegung, so daß sie in allen möglichen, oft für Kranke denkbar ungeeigneten, ja schädlichen und völlig uneingerichteten Lagern Wochen, ja Monate hindurch warten mußten, ehe sie auch nur bis Moskau kamen. Eines der schlimmsten dieser Durchgangslager war Simbirsk, wo die Leute im rauhesten Spätherbst in feuchten dünnen Sommerbaracken ohne jegliche hygienische Vorsichtsmaßregel notdürftig untergebracht wurden, um dort ohne Luft und Licht monatelang bis in den Januar hinein zu schmachten. Eine große Anzahl von ihnen war tuberkulös oder doch verdächtig. Zwei von meinen besten deutschösterreichischen Offizieren gehörten dazu. Sie waren fast die ganze Zeit über von 1914 an zusammen gefangen gewesen. Von Lager zu Lager geschleppt, hatten sie Unsägliches erduldet, selbst über den gewöhnlichen Durchschnitt in Rußland hinaus. Die ganze letzte Zeit, 2½ Jahre hindurch, hatten sie in den beiden übelberüchtigsten innerrussischen Lagern, Jelábuga und Jaránsk, ein Dasein so voller Entbehrungen, Not und Grausamkeit geführt; unter schwerster Vernachlässigung ihrer aufs tiefste erschütterten Gesundheit, daß man immer um diese wertvollen Leben bangte. Der Himmel hatte mir, als seinem schwachen Werkzeug, das Glück vorbehalten, gerade diese zwei aus ihrer Hölle befreien zu können. Der damalige dänische Generalkonsul erwies sich als ein wirklich menschlich denkender Helfer. Ich habe wohl mehr als eine halbe Stunde bei verschlossener Tür in seinem Zimmer gesessen. Ich erklärte, ich ginge nicht aus dieser Tür, ehe er mir mein Bitten nicht gewährt und alles getan habe, um diese zwei noch rechtzeitig zu befreien. Beide waren schon längst durch mehrfache Kommissionen zum Invalidentransport bestimmt, aber es vergingen Monat um Monat, ohne daß sie an die Reihe kamen. Ihr Zustand

verschlimmerte sich zusehends, ihre allzeit auch unter den schwersten Leiden hochgemute Stimmung sank unter Null. Ich konnte es nicht mehr mitansehen. Und es gelang meinen schwachen Worten, der tiefen Inbrunst meines Flehens, den Konsul so zu stimmen, daß wir augenblicklich einen ganz dringenden persönlichen Brief an die Gesandtschaft aufsetzten, der noch am selben Abend mit Privatkurier nach Petersburg ging. Ungefähr 14 Tage später bekomme ich plötzlich, am gleichen Tage, — morgens aus dem einen, abends aus dem anderen Lager — Briefe von meinen zwei Leuten, mit der Nachricht, sie seien „völlig überraschenderweise" plötzlich zum Transport gewählt und zögen morgen schon ab. Damals habe ich geweint vor Freude; ich konnte es kaum glauben, daß es noch solche Glücksstunden in diesen Zeiten gab. Eine mit dieser Periode verknüpfte rührende Einzelerscheinung wurden nun nach und nach die „Vermächtnisse", die jetzt einsetzten. So nannten wir die intimsten Freunde und Leidensgenossen derer, die die endlich befreiten Heimkehrenden als Nachlaß mir ans Herz legten. An ihrer Stelle sollte ich diese armen Zurückbleibenden nun versorgen, nicht nur körperlich, sondern noch vielmehr seelisch und geistig. Gerade diese zwei, wie durch eine himmlische Fügung Befreiten, hinterließen mir ihre besten „Vermächtnisse" — einen unter der Grausamkeit dieses Lagers fast bis zum buchstäblichen Wahnsinn gepeinigten Rittmeister und einen von den besten Deutsch-Österreichern, die mir je vorgekommen, einen Musiker und Dichter und in seiner stillen Innerlichkeit wertvollen Vorkämpfer des Deutschtums in Österreich. So wurde es eine nie abreißende Kette im Lager, man konnte immer wieder helfen und aufrichten, und das machte einen selbst mutig und stark. Die beiden anderen aber kamen nun an die unselige Wartestation Simbirsk, in jene beschriebenen „Todesbaracken", wo sie wochenlang hinsiechten, bis es mir dann gelang, diesmal mit der Mithilfe der österreichischen delegierten Schwester Baronin Hussar, sie noch einmal aus der Klaue loszumachen, so daß sie wenigstens bis Petersburg, wo ihrer noch eine lange Leidenszeit wartete, kamen. Petersburg war ein schlimmes Kapitel. Die Verpflegung in den sonst leidlich, zum Teil gut eingerichteten Spitälern war entsetzlich. Die Leute hungerten buchstäblich. Was half ihnen da die neue bolschewistische Freiheit, der freie Ausgang auf die Straße, um so mehr als in Petersburg die deutsche Gesellschaft sich völlig ablehnend gegen die Kriegsgefangenen verhielt, so daß sie kein Haus, keine Seele hatten, die sich ihrer annahm. Und die Kommissionen in Petersburg waren ungerechter, willkürlicher, zerfahrener als jede andere. Fortwährend blieben die schwersten Kranken zurück; kaum Beschädigte, die Geld, Verbindung, Geschicklichkeit hatten, kamen fort. Nirgends griff die Verbitterung so um sich, als an dieser letzten Leidensstation. Sie glaubten sich alle immer wieder fast am Ziel, und dann schien eine neue Kette alter und neuer Not erst anzugehen.

Ich konnte alle diese und viele andere Dinge nicht mehr länger ertragen und wiederum, ohne jemand vorher ein Wort zu sagen,

machte ich mich eines Tages auf und wagte mich in den neuen bolschewistischen Stab. Der erste Schritt verlief zwar nicht uninteressant, aber ergebnislos. Der Militärchef Murálow, ein Gorkitypus in Leinenkittel und Schmierstiefeln, der seine Untergebenen auf seiner Sesselleine mit baumelnden Beinen sitzen ließ und mich geflissentlich als „citoyenne" behandelte, war offenbar gescheit und auch nicht unsympathisch; er hatte meinem Gesuch um Zutritt zu den Gefangenen grundsätzlich nichts entgegenzusetzen, empfahl mich aber einer anderen Persönlichkeit, die sich als — Chef der neuen Geheimpolizei entpuppte —.... für meinen Fall nicht allzu günstig. Doch Duldsamkeit und Weitherzigkeit waren ja jetzt Trumpf. So geschah mir nichts, und ich wurde endlich an die richtige Persönlichkeit, den Chef der politischen Abteilung, gewiesen. Mit diesem Herrn Arosieff habe ich nun den ganzen Herbst und Winter hindurch zu arbeiten gehabt. Es ist eine nicht uninteressante Periode dieser Jahre gewesen. Zwei- bis dreimal wöchentlich pilgerte ich den weiten Weg bis zum Stabe hinauf. Denn immer gab es ja neue, immer dringende und schwere Anliegen, immer hingen ein oder viele Menschenleben von der Antwort ab. Und ich darf nicht klagen. Zunächst mußte ich mich durch die neue Umgebung — in den Prunksälen Verlotterung, Sonnenblumenkerne auf den Dielen — furchtbare Gerüche — verwilderte, unrasierte Gesichter — unterstrichen revolutionäre Aufmachung — hindurchwinden. — Seit es mir gelungen war, den Hauptadjutanten des Chefs, einen an diesem Ort sonderbar wirkenden, wirklichen kleinen Gentleman, für mich zu gewinnen, hatte ich bald ziemlich ungehinderten Zutritt bei der neuen Macht. Der Leiter der Polizei begegnete mir nicht nur höflich und in einwandfreien Formen, sondern sogar wohlwollend und entgegenkommend. Zunächst stellte man mir verständlicherweise verschiedene Fallen, um mir auf den Zahn zu fühlen und ich schuf mir durch rückhaltlose Offenheit über meine „dunkle Vergangenheit" einen leidlich festen Boden. Ich erreichte natürlich nie alles, aber Schritt für Schritt doch jedesmal einen Fußbreit, was immerhin, nach allem Gewesenen, etwas kaum Glaubliches war. Aróssieff erwies sich vor allem als Bolschewist, der russische Patriot kam erst weit hinterher. Als ersterer aber hielt er es für unmöglich, mir ungehinderten Zutritt zu den Mannschaften zu gewähren, da nach ihrem neuen Grundsatz überhaupt keine Einzelperson, sondern nur eine Gesellschaft und vor allem nicht eine Vertreterin meiner Klasse mit diesen „keiner herrschaftlichen Wohltaten bedürfenden Bürgern" in Berührung treten sollte. Alle Vorstellungen gesunder Vernunft prallten an seinem Parteifanatismus ab, doch ihn selbst fand ich von vornherein merkwürdig gebunden und unfrei in seinen Entscheidungen und witterte bald Hintermänner und unsichtbare Zusammenhänge hinter den vorsichtigen Antworten dieses weder beschränkten noch gemeinen Mannes. Ich hatte mich nicht getäuscht. Nicht nur, daß diese Leute sich alle als Sklaven ihrer Partei erwiesen, selbst von Argwohn und Spionen umstellt, einer dem anderen nicht

trauend, nicht nur daß Arósieff als Studierter aus besserer Familie, mit zum Teil westeuropäischer Bildung, vielleicht besonders dem Mißtrauen der Brüder und Kameraden ausgesetzt war, nein, es stand all meinen Plänen, wie ich bald sehen sollte, noch eine besondere Persönlichkeit im Wege, mit der ich nun in Berührung kam. Es war dies der galizische Jude Ebenholz, ein österreichischer Kriegsgefangener, ein Typus schlimmster Sorte. Er war zugleich Werkzeug und Tyrann im Stabe. —

Sie gebrauchten und fürchteten ihn, das „Mitglied der großen Internationale", diesen geriebenen Agenten mit allen Ländern und Sprachen vertraut, einen heimat- und herrenlosen Patron, mit einem großen Maulwerk, in dem eine glatte und gewandte Zunge steckte. Er hatte es sich schon in allen Lagern und jetzt hier in Moskau zur Aufgabe gemacht, Propaganda für seine revolutionäre Sache zu machen und erregte — leider mit viel Erfolg — Aufruhr und Gärung in allen Gemütern. Er hatte vom Stabe nicht nur freie Hand und Durchgang in sämtlichen in und um Moskau befindlichen Lagern und Spitälern bekommen, sondern war von ihnen bald, zusammen mit einem Russen, zum Leiter eines Komitees ernannt worden. Angeblich zur Wohlfahrt der Kriegsgefangenen. Eigentlich aber als Agitator zu ihren Zwecken, denen er im Laufe dieses Winters leider immer mehr und mehr Menschen gefügig machte. Ich erhielt nun vorderhand von Arósieff einen Eintrittsschein in ein, an der äußersten Grenze Moskaus befindliches Lager von etwa 200 deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen, an dessen Spitze jener Ebenholz stand. Das ganze war ein wohlüberlegter Trick von Arósieff, denn in dieser bereits gänzlich von Ebenholz' Theorie durchdrungenen Schar hatte ich allerdings nur wenig zu suchen. Sie waren weder bedürftig, noch unter moralischem Druck, sondern arbeiteten in einer russischen Fabrik für hohen Lohn, und zum erstenmal in diesen vier schweren Jahren begegnete ich einem frostigen Empfang, und meine mitgebrachten Lebensmittel wurden nahezu abgelehnt. Ich verabredete für den nächsten Tag ein Zusammentreffen mit jenem Ebenholz im Stabe. Dort wollten wir über die Frage meiner Offiziershilfe (da die Hilfe für alle Mannschaften rundweg als überflüssig abgelehnt wurde — und dabei kamen einige Tausend kriegsgefangene Soldaten in den Spitälern Moskaus fast vor Hunger um!....) verhandeln. Auch dazu sollte Herr Ebenholz erst sein Einverständnis äußern müssen. Es kam zu einem ziemlich heftigen Aufeinanderprallen der Meinungen, da jedes zielbewußte vernünftige Vorgehen sich als unhaltbar erwies. Ich versuchte den „Herren" klar zu machen, daß, wenn sie mir den Zutritt zu den Mannschaften als überflüssig verboten, da für dieselben durch die revolutionären Komitees ja hinreichend gesorgt sei, sie mir doch den Verkehr mit den Offizieren freigeben möchten, da diese als Glieder der feindlichen Kaste unversorgt seien, wobei ich bemerkte, meines Erachtens widerspräche es doch eigentlich ihren eigenen sozialdemokratischen

Tendenzen, eine Kaste, es sei welche es sei, vor der anderen zu bevorzugen, und ich erbäte mir für die Offiziere kein größeres, aber doch das gleiche Anrecht auf Fürsorge, die sie für die Soldaten geschaffen. Arósieff war klug und gebildet genug, um auf diese Gründe einzugehen. Ebenholz aber stieg die Galle auf. Er begann die Offiziere und ihr Verhalten zu schmähen, ihre Lage schadenfroh zu verhöhnen, was ich nicht dulden konnte, und da ich nicht gewillt war, mich mit diesem Kerl in irgendeine weitere Aussprache einzulassen, erhob ich mich und erklärte Arósieff, von nun ab nur noch mit ihm zu tun zu haben, eine unsichtbare Wand zwischen den galizischen Herrn und mich schiebend und mir eine andere Empfangsstunde ausbittend. In dieser erreichte ich dann wenigstens ein kleines Zugeständnis, das wieder eine ganze Stufenfolge nach sich zog. Das erste war die Erlangung eines Eintrittsscheines in ein eigentliches Offiziersspital, das augenblicklich Hauptdurchgangspunkt für invalide Transportoffiziere war und in welchem grade eben eine Menge österreichischer und einige deutsche Offiziere sich aufhielten. Sie hatten, wenn auch befristet und unter soldatischer Bedeckung — der russische Ausdruck „convói" — freien Ausgang und waren sehr häufig im Pfarrhaus. Für beide Teile, uns und die Gefangenen, ein ganz unerhörtes Erleben, wo man bisher das unheimliche Wort „Wojénnoplennje" doch kaum aussprechen und sich auf der Straße nur verstohlen mit den Augen grüßen durfte und nun saßen sie mit uns am Teetisch, am Klavier, in Ecken, im tête à tête und genossen, ihre innere Bewegung oft kaum meisternd, die lange und qualvoll entbehrte Luft eines deutschen Hauses, eines Familienlebens, der Atmosphäre von Frauen, deutschen Frauen. Doch das war nur die leise Einführung zu dem mächtigen Strom, der diesen Winter, und kommenden Frühling das Haus meiner Geschwister überfluten, so viel Glück und Reichtum über uns alle bringen sollte, so viel Trost und Halt den ausgehungerten, aufgeriebenen Seelen vieler Hunderte. — Im 14. Spital war in den ersten Dezembertagen die große Gruppe kriegsgefangener Offiziere aus dem berühmten Lager Tótzkoje bei Samara eingetroffen, unter diesen mein vertrautester Freund, ein deutscher Offizier, den ich drei Jahre nicht gesehen, der für mich lange, lange Zeit zu den Verschollenen, ich fürchtete zu den Toten gehört hatte. Ihn nicht zu sehen, war für mich ausgeschlossen. Und dies nahe persönliche Verhältnis war mir ein guter Vorwand, einen Spezialschein zu erlangen. Es glückte mir Arósieff mit der Wärme meiner Bitte anzustecken. Er fühlte, daß hier rein menschliche Gründe eine beredte Sprache sprachen, und ich bekam den Schein auf den Namen eines kriegsgefangenen Offiziers. Im 14. Spital aber war man viel zu unbekümmert um Einzeldinge, es genügte ihnen ein vom Stabe abgestempeltes Papier. Anstatt nur den einen herauszurufen, ließen sie mich ruhig den Korridor entlang zu den Kriegsgefangenen hinein. Dadurch aber war der unmittelbare Verkehr hergestellt. Ich konnte sofort die

Wünsche und Nöte jedes Einzelnen anhören und so viel als möglich befriedigen. Ich konnte den Zusammenhang mit dem Pfarrhaus sofort einleiten und ihnen dadurch Luft und Licht schaffen. Wie war das schön! Mit diesem erreichten Verkehr begann eine neue Zeit. Unser Leben war wieder gesättigt und tief erfüllt von der alten Flamme. Nun erst begann der ganz große Durchzug durchs Pfarrhaus, der erst im Hochsommer 1918 mit dem völligen Abbruch der Häuslichkeit sein Ende finden sollte. Zugleich mit dem Beginn der Transporte, die so viele Leute ins Haus brachten, hatte nun die große Fluchtwelle von Mannschaften wie Offizieren begonnen, die bald eine ungeheuere Ausdehnung annehmen sollte. Zu erklären war sie durch die zunehmenden Mißstände bei den Transporten. Die kurz nach der Märzrevolution durch einen anfänglich vielversprechenden Anlauf des neuen Regimes aufflackernde Hoffnung der Armen wich immer mehr und mehr völliger Mutlosigkeit und Verzweiflung. Und der naheliegende, dieser überall ansteckende Gedanke war — jetzt fliehen! Lieber sich allen Gefahren, auch der des Todes, Hunger, Kälte, Strapazen, ja selbst dem Angegriffenwerden aussetzen, als noch unabsehbar warten. Sie fühlten bewußt oder unbewußt das nahe Ende ihrer Kraft, und nun strömten sie herbei, Mannschaften und Offiziere, junge und alte, Deutsche und Österreicher aus allen Teilen des Landes, aus Lagern und Städten, aus dem innern und dem fernsten Sibirien. Oft in abenteuerlichstem Aufzug, halb zerlumpt, erfroren und verhungert die Soldaten, die Offiziere fast durchweg im jetzt so beliebt gewordenen Anzug des „Towárischtsch" (eigentlich „Kamerad" der neue Name, mit dem sich die Bolschewisten untereinander nannten, dem deutschen „Genosse" ungefähr entsprechend). Hohe Wasserstiefel, Flauschjoppe oder braune Wollweste ohne weiße Unterwäsche, unrasiert und mit einer möglichst wilden Mütze tief über die Ohren gezogen. Man kann sich denken, wie die Gestalt eines preußischen Offiziers, besonders der aktiven, oder eines feinrassigen Österreichers in dieser Maske ausschaute, und es nahm einen Wunder, wie diese Leute nicht sofort erkannt und verhaftet wurden. Doch die Kriegsmüdigkeit war so groß, der Bolschewismus immerhin liberaler oder wollen wir sagen — schlampiger, vor allem der Russe aber viel zu gleichgültig, um dauernd eine Losung, sei es welche es sei, zu verfolgen. Bis vor kurzem — wir hatten schon 1916/17 einer Reihe Leute zur Flucht verholfen — war solch ein Unterfangen, streng geheim gehalten zwischen mir und meiner Schwester, etwas gewesen, was man kaum zu flüstern gewagt hatte. Man tat es und tat es aus tiefster Überzeugung, aber mit dem Bewußtsein, daß es einem jeden Augenblick den Kopf kosten konnte. Uns bei unserer Vergangenheit besonders. Einige Damen — unter ihnen rühmlich hervorzuheben — eine deutsche Baltin, Fräulein Marg. Sachsendahl, die ihr Haus schon den ganzen Sommer hindurch durchziehenden Flüchtigen zur Verfügung gestellt

und sich nach jeder Richtung hin helfend betätigt hatte — die „unbescholten" waren, gaben sich schon seit einiger Zeit mit dieser neuen Not ab. Zu einer ganz großen Frage wurde sie aber erst im Herbst 1917 und natürlich wurde unser Haus Fluchzentrale! Mein Schwager, der Pastor Walter, der sich in seiner Stellung begreiflicherweise zuerst zurückhaltend und vorsichtig dieser Sache gegenüber verhalten hatte, wurde durch seine Frau, und seinem eigenen Herzen Raum gebend, allmählich mitgerissen und sein Haus wurde bis in den letzten Winkel Zufluchtsstätte für die „Legalen" wie die „Illegalen". Es gab, nur eine Straße von uns entfernt, ein deutsches Haus, das es sich völlig zur Aufgabe gemacht hatte, die Fliehenden zu beherbergen, mehr, ihnen alle nur denkbaren Mittel und Wege, Ausrüstung usw. zu verschaffen. Auch das waren deutsche Balten. Aber es kamen Zeiten, wo sie kein Sofa, keinen Lehnstuhl mehr frei hatten, dann nächtigten die Obdachlosen bei uns, und es kam vor, daß in dem ohnehin bis an den Dachstuhl gefüllten Hause flüchtige Offiziere auf Stühlen und Feldbetten im Wohnzimmer, Mannschaften auf der Diele im Flur oder Hausgang schliefen. Das ganze Haus, alle Kräfte, alle Zeit, die Dienstboten (zu denen bald mindestens zwei deutsche Soldaten, die sonst verhungert wären, gehörten) trat nur in den Dienst der einen Sache, den Kriegsgefangenen Obdach, Zuflucht, Essen, Unterstützung und deutsche Heimat zu geben. Oft waren schon zum ersten Frühstück welche am Kaffeetisch, von allen Hauptmahlzeiten ganz zu schweigen. Selbstverständlich gingen auch alle Privatmittel in diesen nie versiegenden Strom. So etwas wie Furcht durfte es natürlich nicht geben. Ich persönlich wußte es — der Stab hatte mich darauf aufmerksam gemacht und ich muß sagen, in ehrlichster Weise —, daß ich mit dem Moment, wo ich mit Arósieff in Fühlung getreten, von ihm die direkte Erlaubnis zum Verkehr mit Kriegsgefangenen hatte, wieder unter Aufsicht stand. Jeder meiner Schritte wurde bewacht, man wußte wann und wie lange ich im Spital gewesen, man beobachtete meinen Freund, wußte daß und wie oft er zu mir kam und verhörte mich quasi auf dem Stabe immer wieder nach einiger Zeit auf meine verschiedenen kleinen Unternehmungen hin, überzeugte sich aber bald davon, daß ich nie Winkelzüge versuchte, alles zugestand und aus meinem regen Verlaufe auch außerhalb des einen Spitals kein Hehl machte. So gewann ich ihr Vertrauen langsam, was meinen Leuten zugute kam, denn auch jetzt und diesmal nicht mehr durch neutrale Vermittlung, sondern durch den russischen Stab, gelang es mir im Laufe des Winters wieder drei unglückliche Invalide, die durch gewissenlose Verschleppung und Umtriebe monatelang in Moskau auf ihren Transport warteten, freizubekommen, so daß sie nach Hause konnten. Das waren immer die schönsten Stunden meines Lebens, dreimal wert aller überstandenen Pein. — Unsere Geldkasse war natürlich sehr erschöpft. Ich hatte den Sommer und Herbst über in verschiedenen baltischen Städten mir noch

ein kleines Kapital zusammengebettelt, kurz vor der Einnahme stehend, hatten Fellin und Dorpat ihr Letztes gegeben, viele der Geber selbst waren am Bettelstab oder nach Sibirien verschickt. Aber auch das ging auf die Neige. Da gelang es meinem Schwager in Moskau unter den wenigen patriotisch denkenden Reichsdeutschen eine Sammlung zusammenzubekommen, den Rest gab er aus eigenen Mitteln. Das ganze Haus versagte sich selbst das Letzte, nichts wurde mehr gekauft, man darbte selbstverständlich mit Freuden, allen voran immer meine Schwester. —

Unterdessen war das 14. Spital zum Teil nach Petersburg zum Weitertransport verlegt, zum Teil an einen anderen Punkt, das berüchtigte 7. Kommando. Dieses lag recht nahe, nur etwa 10 bis 15 Minuten von uns entfernt, in einer kleinen Winkelgasse des ältesten Teils Moskaus. Auch dorthin hatte ich mir einen Schein verschafft, um im Notfalle, wenn, was hier immer passieren konnte, plötzlich ein Verbot freien Ausgangs erfolgte und die alte Haft wieder einsetzte, ich sofort bei meinen Leuten sein durfte. Dieses 7. Kommando erinnerte durch sein Äußeres, seine Verwaltung, seinen Ton und seine unmöglichen hygienischen Verhältnisse an die schlimmsten Spitäler jener bösen ersten Winter. Erstlich mal war es überhaupt kein Spital, sondern ein Durchgangspunkt als Transportstation für wenige Tage gedacht und denkbar. Der alte Mangel an Raum, Luft und Licht, die allmählich der schweren wirtschaftlichen Lage entsprechende miserable Kost, Lärm, Schmutz und Ungeziefer. Vor allem aber eine niederträchtige Behandlung. In der Kanzlei sah man Gesichter, mußte man sich einen Ton gefallen lassen, daß einzig die Sache, um derentwillen man hinging, einen noch zurückhielt, eine Sprache zu führen, die selbst diese Halbtiere verstanden hätten. Charakteristisch für die ganze Zeit war es, daß mein Eintrittschein, mit Arósieffs Unterschrift, nur wenig Eindruck auf sie machte, daß sie mich nur widerwillig hereinließen, mit Not und Mühe mit dem betreffenden einen Kriegsgefangenen ein Gespräch von knappen 20 Minuten gestatteten. Dabei beobachtete ein ganz offenbar vom Stabe angestellter, tschechischer Spion in der anderen Ecke des Warteraumes jede Bewegung, um dann nachher falsche Berichte über mich auf dem Stab zu machen, wie ich jedesmal beobachten konnte. Damit nicht genug, hatte ich die direkte Empfindung, als wäre die Verwaltung, hier aus Schreibern und kleinen Militärbeamten bestehend, in geheimem Gegensatz zum bolschewistischen Stabe und als sei letzterer demgegenüber ziemlich machtlos. Sie trauten einfach einer dem anderen nicht, intrigierten und schikanierten sich gegenseitig und keiner hatte jemals auch nur einen einzigen Tag das Heft völlig in der Hand. — Die Behandlung der kriegsgefangenen Offiziere von seiten des 7. Kommandos war hundemäßig. Sie wirkte, besonders auf die älteren Herren, deren es gerade diesen Winter eine Menge bei diesen großen aus Chabarowsk und Totzkoje eingetroffenen Invalidentransporten gab, so aufregend und nieder-

schlagend zugleich, daß die ohnehin halbwegs aufgeriebenen Nerven der Armen hier völlig aus dem Leim gingen. Sie hingen vollkommen von der Gnade, Laune und Geldgier der kleinen Kanzleischreiber nicht sowohl, als der einfachen russischen Wachtsoldaten — „Convóis" ab; denn das 7. Kommando hatte seine eigene Ordnung, wie es denn in diesem wundervoll dehnbaren Lande auch für unsere Gefangenen an jedem Ort, ja in jedem Spital andere Gesetze und Vorschriften gab. Hier setzte die Schikane speziell mit dem Verbot und der Willkür für das freie Ausgehen ein. Ohne „Convói" durften sie hier überhaupt keinen Schritt machen. Über sie herrschten vorn die russischen, im Hintergrund die eigenen kriegsgefangenen Mannschaften. Sie peinigten sie mit täglich neuen Launen. Das bißchen Geld, was sie besaßen, ging so ziemlich gänzlich auf für Bestechung der Convóis, damit diese ihnen einige Stunden Freiheit gaben. Diese Lage wurde von den Russen natürlich bis aufs äußerste ausgenutzt, je mehr sie ihre Macht fühlten, und es bereitete ihnen dazu ein besonderes Vergnügen, den möglichst hochgestellten Offizier grob und ungehörig anzufassen, ihn zu duzen, und ihm ihre bolschewistische Genossenschaftsfreiheit so empfindlich, als sie konnten, fühlen zu lassen. Je länger das Warten in Moskau sich dehnte — und für die Deutschen im 7. Kommando war das zwei volle Monate, für die Österreicher fünf —, um so unerträglicher wurde die Lage.

Die „Convóikrankheit" wurde zu einer Art Neurose bei unseren Herren, sie gerieten in eine Nervosität, als seien sie von heimlichem heftigem Juckreiz am Körper befallen, so bald sie nur länger als eine halbe Stunde bei uns weilten, weil sie immer in Erwartung des oft betrunkenen, saugroben Wächters waren, der kam, wenn es ihm paßte, und nicht wann es abgemacht war. Die Gemütsverfassung war fast durchweg gedrückt, und ich muß sagen, besonders bei den deutschen Herren. Wenn der Deutsche einmal aus den Fugen gerät, ist es weit schlimmer, als bei dem beweglichen, elastischen Österreicher. Und durch was für Erleben waren sie hindurchgegangen in diesen vier Jahren! Abgesehen von allen ihren körperlichen und seelischen Leiden mannigfachster Art war einer der schlimmsten Punkte bei allen — den Alten wie den Jungen — das Zusammen- und Aufeinanderhocken seit 2 bis 4 Jahren. Es gab keinen unter ihnen, der darunter nicht weit mehr litt als unter allen Entbehrungen, und es bildete sich der Haß heraus, wie Kerkergenossen, unfreiwillig aneinandergeschmiedet, ihn so gut kennen. Das einzige, was sie zur Entlastung aller dieser Spannung hatten, blieb das Pfarrhaus. „Das 7. Kommando" weilte eigentlich immer da, zu allen Tagesstunden, oft in kleinen Trupps, oft war die ganze Riesentafel, Schulter an Schulter, besetzt. Wer diese Blätter in ihrer ganzen Entwicklung mit etwas Interesse verfolgt hat, kann ermessen, was das für mich und meine Schwester bedeutete. Es war ein Glück und Reichtum sondergleichen. Den Höhepunkt dieser ganzen Zeit bildete Weihnachten. Ein ergreifendes Seiten- und

Gegenstück zum Weihnachten 1914! Halbwegs gestattet, halbwegs untersagt, hatte mein Schwager einen Weihnachtsgottesdienst für die Kriegsgefangenen durchgesetzt und meine Schwester hatte alle, alle eingeladen. Nachher zu einem Kriegs-Weihnachtstisch! Und sie kamen! In Scharen kamen sie — kamen auf Krücken, und mit gesunden Gliedern, mit elastischem Schritt, oder gebeugt und langsam. Mit müdem Herzen und krankem Willen, oder hoffnungsvoll und heimatsstark — aber sie kamen alle — weihnachtssehnsüchtig, heimatbedürftig, mit weichen, aufgeschlossenen Herzen. Es wurde ein Abend ohnegleichen, viel zu stark für Worte. Das was in diesen vier Jahren an deutschen Frauen hier im Pfarrhaus „für die Sache" geglüht und gearbeitet hatte, war zusammengetrommelt worden und wir 5 bis 6 Frauen unter der Riesenschar von hundert bis hundertfünfundzwanzig Offizieren schritten langsam durch die Dämmerung des großen Kirchenhofes der schwach erleuchteten gotischen Kirche zu. Es mußte natürlich alles so still wie möglich gemacht werden. Das Ganze war wiederum eine Probe für den unerschütterlichen Mut meines Schwagers. Anstoß und Aufsehen durften nicht erregt werden. Das Verlesen des vertrauten „und es begab sich zu der Zeit" — eine ganz kurze innige Ansprache, die alten Weihnachtslieder und noch stiller als wir gekommen waren, schritten wir alle zusammen dem Pfarrhause zu. Im Vorzimmer standen sie Kopf an Kopf — die Mantelhaken brachen vor deutschen Offiziersmänteln und Mützen — ein Anblick zum Träumen für uns, kaum glaublich! Im riesigen Wohnzimmer ein großer brennender Weihnachtsbaum, im Speise- und allen übrigen Zimmern an der mächtigen Tafel und vielen kleinen Tischen der Kaffee und die Weihnachtsstollen. Und dann flutete es aus allen Kehlen „Stille Nacht, heilige Nacht". — Anders als damals vor drei Jahren, unter Stöhnen, Qual, Dunkelheit und Tränen. Zwar rann auch hier verstohlen mancher Tropfen in ergrauende Bärte über schmal und bleich gewordene Wangen, zitterten manche Stimmen, aber die Gesichter erstrahlten alle von einem tiefen, inneren Leuchten der Freude. Hier wußten sie sich geborgen, hochgehalten, getragen von Liebe, Verehrung und einem Einssein, wie sie so es kaum daheim erlebt. In großen und kleinen Gruppen saß man beieinander, in den vielen und großen Räumen des weitläufigen Pfarrhauses. Überall frohe und tief bewegte Gesichter, die Zungen lösten sich und die Mienen, die düstersten Augen wurden weich und sinnend, die Jungen waren still, die Alten beredt geworden. Und dann gings zur Weihnachtstafel. Kriegsmäßig aber doch weihnachtlich, mit dem Festschinken und den heißen Pasteten, o, der frohe, bunte Tisch! Von einem Ende zum andern nickte und trank man sich zu, feuchte Augen, rote Wangen, glücklich lächelnde Lippen. Nachher wieder an vielen kleinen Tischen, in den Korridoren, im Studierzimmer, überall beieinander mit Nüssen, Pfefferkuchen und heißem Glühwein; und dann deutsche Lieder, weihnachtliche und andere, unsere wenigen Frauenstimmen versanken im Chor der Bässe und

Tenöre. Alle Herzen aber brannten in dem einen „Deutschland!" Es war ein Augenblick, eine flüchtige Sekunde nur, daß meine Schwester und ich uns zufällig, im großen Wirtschaftskorridor aneinander vorbeilaufend, begegneten — ein Augenblick, niemand sah uns — und wir lagen uns schnell in den Armen: „Hätten wir das je gedacht"! „Es ist der schönste Tag meines Lebens!" Und weg waren wir wieder, bei unseren Feldgrauen.

Unter den vielen, großen und gewaltigen Tagen dieser gewaltigen Jahre hat es keinen gegeben, der sich mit seiner Tiefe, seiner Innigkeit und dem Leuchten einer anderen Welt so in unsere Herzen grub wie der Weihnachtsabend 1917 im Pfarrhaus zu Moskau. —

XIII.

Die letzte Welle.

Das neue Jahr 1918 war angebrochen. Es entführte uns bald die deutschen Offiziere des 7. Kommandos wie der übrigen Spitäler. Die deutschen Invalidentransporte wurden sichtlich vor den österreichischen bevorzugt und nach endlosem Schieben, Schmieren, Stoßen kam der arme müde Stein ins Rollen. Den ganzen Januar über hatte das Schießen auf den Straßen nie aufgehört, bald schwächer, bald stärker. Es kamen Tage, wo man kaum hinaus konnte, so dröhnte und krachte es von allen Seiten. Zusammenrottungen auf den Straßen, Auseinanderstiebende, schreiende Menschenhaufen, Funkenregen und prasselnde Maschinengewehre gehörten längst zur Tagesordnung. Man achtete ihrer nicht mehr, wurde höchstens noch etwas nervöser. Fuhr hier und da mal, mehr ungeduldig, als schreckhaft, auf, mehr nicht. Ich hatte den ganzen Januar über auf dem Stabe mit Arósieff zu tun, diesmal in diplomatisch-politischer Sendung, im Verein mit einem mir eng befreundeten preußischen Offizier Hans Joachim v. Winterfeld, der sich schon damals für die große Idee — dem künftigen eventuellen Zusammenschluß — zwischen Deutschland und Rußland begeisterte und einsetzen wollte. Es war ein an sich nicht uninteressantes Kapitel dieser sich in immer wieder neuen Phrasen jagenden Zeit. Diese meist nächtlichen, stundenlangen Zusammenkünfte im Stabe, das vorsichtige Verhandeln des noch immer mißtrauischen Arósieff, das kühne und doch überlegte Vorgehen meines Freundes und meine vermittelnde Dolmetscherrolle. —

Nach dem Abzuge der deutschen Transporte — auch ein großer neuer aus Chabarowsk war durchgezogen — hatte ich persönlich es nun nur noch mit Österreichern zu tun. Im Pfarrhaus gab es ziemlich das gleiche Treiben, denn erstens waren ja noch alle Österreicher da, auch hörte die Fluchtbewegung nie auf; im Gegenteil, sie wuchs lawinenartig, so daß eigentlich immer durchziehende Offiziere ein bis drei Tage bei uns nächtigten. Aber ich hatte jetzt wachsende Arbeit für Österreich. Das 7. Kommando war glücklicherweise nach einem

gründlich durchdachten Feldzugsplan von uns verlegt worden und zwar in unsere nächste Nähe ins Dwinskerspital, kaum 5 Minuten von uns. Dort hatten sie völlig freies Leben. Einige hundert Mannschaften und ungefähr ebensoviel Offiziere. Es gab keine Convoiwirtschaft dort, keine Kanzlei, keinerlei Kontrolle, auch dieser Gegensatz wieder echt russisch! Alle, sogar die Offiziere, hatten völlig freien Ausgang zu jeder Tageszeit und ich konnte zu ihnen gehen ohne jeden Eintrittschein, wann ich wollte; bettlägerige Kranke besuchen, die scheueren Elemente aufsuchen, die zu schüchtern und bescheiden waren, um das allzeit besetzte Pfarrhaus zu belästigen. Vor allem aber gab es jetzt viel Arbeit im dänischen Konsulat. Bald für Beschleunigung der in Petersburg aufgehaltenen, invaliden, österreichischen Offiziere, die dort unsäglich unter Hunger litten, wo die Tuberkulosen dahinsiechten — bald für schwere und verzweifelte Fälle in fernen oder nahen Lagern — bald für Geldsendungen — Briefvermittelungen — kurz es gab dort immer zu tun. Und trotz des mehr als flauen Arbeitens auch in diesem neutralen Institut gelang es bei unermüdlicher Zähigkeit sowohl das Personal, als die Leiter gefügig zu machen, ab und zu sogar zu interessieren! Noch einmal hatte ich Glück und konnte einen unter Lebensgefahr und großer Mühsal aus Tschitá losgekommenen österreichischen Hauptmann, der im unseligen Simbirsk gestrandet war, losmachen — noch einmal eine Freudenstunde; aber die Hauptsache war, daß jetzt allmählich die Sache im großen in ein hoffnungsvolles Geleise kam. Und zwar endlich durch wirkliche Organisationen verschiedenster Art, sowohl der Transporte als der österreichischen Kriegsgefangenen innerhalb Moskaus und deutscher Mannschaftstransporte aus Totzkoje. Die Leiter aller dieser unendlich segensreichen Bewegungen waren lauter kriegsgefangene Ärzte. Es war endlich allen klar geworden, daß weder von russischer noch von dänischer — die Schweden taten ja immer ihr möglichstes — Seite irgendeine wirksame Hilfe zu erwarten war, so hatten sich die Ärzte ganz diesem Werk geweiht und zwar in aufopferndster, tief patriotischer Weise. Sie stellten nicht nur ihr ganzes Leben, all ihre Kräfte in diesen Dienst, sondern opferten ihre eigene Heimkehr, blieben in Rußland und sind z. T. heute noch dort. Sie waren Märtyrer ihres Vaterlandes, mehr, anders noch als andere Kriegsgefangene es unfreiwillig wurden. Der reichsdeutsche Arzt Dr. Ernst Reißland aus Straßburg in dem berüchtigten Totzkoje bei Samara, der sich schon dort die größten Verdienste um das ganze deutsche Lager erworben, durch seine hygienisch-sanitäre Organisation, durch die er vielen das Leben rettete, vor allem immer wieder das Einschleppen oder Umsichgreifen von Epidemien verhütete, hatte sich nun zur Aufgabe gemacht, die deutschen Mannschaftstransporte selbst von Totzkoje nach Petersburg zu geleiten, den furchtbaren Verschleppungen vorzubeugen, dem Hunger nach Kräften zu steuern und sich die Vollmachten zu größerer Bewegungsfreiheit zu verschaffen, um in das entfernte Turkestan mit seinen verseuchten

Lagern und seiner besonderen Not zu gehen. Ihm zur Seite drei überaus tüchtige und leistungsfähige deutsche Offiziere. Es ist ihnen gelungen. Er weilt immer noch dort, rastlos arbeitend, Ehre seinem hingebenden selbstlosen Tun. . . . . Deutschland vergiß auch diesen Mann nicht! — Was für Deutschland dieser Arzt — waren für Österreich zwei der Ihren, Dr. Blaschkowics und Dr. Goldschmidt. Ganz besonders ersterer hat fast drei Jahre lang ununterbrochen in Moskau für sein Vaterland gearbeitet. Er gab Heimkehr und Familie, Gesundheit und Lebenskraft dahin, ohne irgendeinen materiellen Gewinn oder sonstige Vorteile. Sein Gesicht wurde immer abgezehrter, er hatte kaum mehr Zeit zum Schlafen und Essen. Er wurde der Wohltäter seines Spitals, in dem er bald so unentbehrlich ward, daß nichts, keine Operation, keine Neuordnung, kein Abtransport oder Empfang der Kranken ohne ihn geschehen konnte. Ihm gelang es, das Spital nach und nach von allen Russen zu säubern. Das gesamte Personal und seine Gehilfen — von ihm herangeschult — wurde österreichisch und die großen Invalidentransporte kamen nur dank ihm in Fluß: er geleitete sie bis zur Grenze, ja, schließlich bis Wien. Er wurde vor allem im dänischen Konsulat der Mittelpunkt für alle Hilfe. Ohne Dr. B. konnte nichts mehr geschehen. Man riß sich überall um ihn. Er richtete ein Offiziersheim für durchreisende österreichische Offiziere ein, in dem er einen jungen Fähnrich, der geschickt, tüchtig und zuverlässig war, an die Spitze stellte, kurz, er war überall. Und alles in seiner stillen, geräuschlosen unendlich bescheidenen Art, jeden Dank ebenso ablehnend, wie jeden Ruhm. Während seiner beruflichen Abwesenheit vertrat ihn Dr. Goldschmidt mit Eifer, Energie und Treue, gleichfalls an nichts als an Vaterlandspflicht denkend. Ehre ihrem hingebungsvollen Werk! — Allmählich taten sich denn auch hie und da österreichische Häuser auf — aus der reichsdeutschen Kolonie hatte sich bis zum letzten Augenblick kein Haus wirklich tätig erwiesen. Sie nahmen kriegsgefangene Offiziere bei sich auf, richteten ganz zum Schluß auch eine Küche für hungernde Mannschaften ein, halfen mit Geldunterstützung und Lebensmitteln und zeigten sich barmherzig und wirklich hilfsbereit, dadurch auch uns etwas entlastend. —

Die bolschewistische Bewegung hatte nun allmählich auch innerhalb der Kriegsgefangenen immer mehr um sich gegriffen, sowohl fern in den Lagern als hier in Moskau, wo Ebenholz sein unterwühlendes Werk erfolgreich betrieb. Aus Tomsk kamen beunruhigende Nachrichten. Ein Tschechenführer — einfacher Soldat — wurde Kommandant des Offizierlagers, die eigene Mannschaft stand zu einem großen Teil gegen die Offiziere und zwar lieferten die Tschechen natürlich die stärkste Zahl dazu. Dann die Ungarn, dann die Deutschen und erst zuletzt die deutsch-österreichischen Tiroler, Böhmen, Steirer, die als Gebirgsvölker, sowie wohl auch ihrer ganzen Natur nach wenig kommunistische Neigungen hatten. Das „Plankenzaunsystem" der ersten Zeiten, das den Offizieren wiederum jede Bewegungsfreiheit

nahm, setzte wieder ein, mit ihm eine förmliche Vergewaltigungstaktik an den eigenen Offizieren, die sich nun kaum rühren konnten, auf die Gefahr hin erschossen zu werden, ein Fall, der einmal vorkam, als ein Deutscher sich dem Ausgang zu sehr genähert hatte, weil er bei den diesbezüglichen „Befehlen" wegen Schwerhörigkeit die genauen Einzelheiten nicht verstanden hatte. Er wurde schonungslos niedergeknallt. Natürlich hungerten und froren sie immer mehr, ihre Heimatsgelder wurden ihnen überhaupt nicht mehr ausgezahlt, Geldsendungen von den Konsulaten wurden fortwährend beschlagnahmt — es war ja nun alles Gemeingut, kurz es ging den Offizieren schlimmer als unter dem Druck russischer Zarengewalt. Und die wenigen russischen Offiziere, die in den Lagern zu tun und manchmal heimlich oder offen Partei für ihre Standesgenossen genommen hatten, wurden argwöhnisch von der bolschewistischen Soldateska bewacht und in Schach gehalten. Auch in Moskau wurde es immer schlimmer, immer mehr wuchs der Prozentsatz der Kriegsgefangenen unter den Rotgardisten, wuchs unter ihnen die Zahl der Deutschen. Es war ein harter Winter. Grimmiger Frost und eisige Winde hielten das Land wie in Ketten und die Mannschaften flohen förmlich scharenweise in die Städte, weil sie auf dem Lande verhungerten und erfroren. So kamen sie in großen Trupps und Banden nach Moskau, so sah man sie auf den Straßen in jammervollem Aufzuge umherziehen. Die geschwollenen Füße in Lappen gewickelt, halb gelähmt vor Frost und mit dem neuen Zuge, den der Hunger gräbt, und der in diesem Jahr zum erstenmal Tausende von Gesichtern zeichnete. Zum erstenmal auch sah man es, daß deutsche Soldaten einen auf der Straße anhielten, die Hand ausstreckten und leise sagten: „Um Gotteswillen, ein Stückchen Brot, ich verhungere." Sie waren obdachlos — die Pläne der schwedischen Delegierten für Asyle und Speisehäuser, längst beabsichtigt, nahmen den schleichenden Verlauf, wie alles in diesem Lande, wo auch die wenigen wirklich vernünftigen und ehrlich gemeinten Absichten meist zu spät kamen, an den oft unübersteiglichen Hindernissen der russischen Behörden scheiternd. Während man plante, überlegte, verhandelte, schrieb, suchte, — verhungerte und erfror ein Teil vogelfreier Flüchtlinge, der andere trat zur Roten Garde über. Denn natürlicherweise machte diese sich die Lage möglichst zunutze und bot den Ertrinkenden Brot, Unterkunft, Verdienst mit der Bedingung, daß sie sich ihnen zugesellten. Und sie taten es scharenweise. Ein Teil ohnehin von sozialdemokratischen Strömungen erfüllt, der größere vor Hunger niedergebrochen und sich dessen vollkommen bewußt. Bewußt ihrer verzweifelten Lage, voll inneren Widerwillens gegen die Brüderschaft mit dem ihnen aufs tiefste wesensfremden russischen Volke.

Und sich auch bewußt dessen, daß sie daheim die alten sein würden, aber jetzt im letzten triebhaften Selbsterhaltungsinstinkt des Ertrinkenden zu jedem Verzweiflungsakt fähig. Richte sie ein Anderer! — Die Folge der Verzögerung auf Unterkunft und Er-

nährung war, daß die Armen in hellen Haufen ins Pfarrhaus strömten. Von Ende Januar an begann ein Zustand, wie er selbst hier noch nicht gewesen. Den ganzen Tag über standen, saßen, kauerten, unten im Treppenflur, auf der Treppe, oben im Vor- und Wartezimmer, deutsche und österreichische Soldaten, meist in verzweifeltem Aufzuge. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß einer oder der andere plötzlich lautlos zusammenbrach, vom Hunger entkräftet. Manche weinten still in sich hinein, viele hatten abgefrorene Zehen und Hände. Es geschah, daß auf dem Bahnhof Leute tot niederfielen, die Kräfte trugen sie nicht weiter. Meiner Schwester blieb das Herz stehen, sollte der ganze Jammer von 1914/15 wieder angehen! Es mußte sofort etwas geschehen. Man setzte sich wieder einmal mit den Schweden in Verbindung, bei ihnen und im Hause bei uns wurde beraten und gebeten, vor allem um Beschleunigung gefleht, angesichts der augenblicklich verzweifelten Lage — und außerdem setzte jetzt im eigenen Hause ein Betrieb ein, der nun bis zur endgültigen Auflösung des Hausstandes im Hochsommer nie mehr abreißen sollte. Meine Schwester richtete eine Soldatenküche bei sich ein, in der sie täglich über hundert Deutsche, 50—70 österreichische Mannschaften beköstigte. Die deutschen Soldaten, die Hausdiener waren, kauften auf den Bahnhöfen und in der Umgegend, oft nachts heimlich unter Schwierigkeiten und Gefahren ein. In der Küche wurden Riesenkessel aufgestellt, die den halben Tag brodelten, mächtige Brotlaibe standen im Ofen. Die estnische Köchin, die sich geradezu einen Orden verdient hat, arbeitete den ganzen Tag mit Pferdekraft. Und truppweise zu 20—30 wurden die Leute heraufgeschickt, die übrigen saßen und standen wartend auf Treppe und Flur, bekamen jeder seinen Teller, heiße kräftige Suppe und Gemüse, Kartoffeln und ein Stückchen Fleisch, sowie ein mächtiges Stück Schwarzbrot. Das Geld dazu lieferte anfangs der Rest von Moskauer Sammlungen — vom Baltikum waren wir abgesperrt —. Dann aber gab mein Schwager seine eigenen letzten Mittel. — In dieser Zeit ereignete sich auch der bedauerliche Überfall der Roten Garde auf eins der nun endlich eingerichteten schwedischen Heime, die den deutschen Mannschaften Obdach und Beköstigung gaben. Eines Abends überfiel ein zum Teil bewaffneter Haufen Rotgardisten aller Nationalitäten dieses Heim, raubte die eben aus Deutschland eingetroffenen neuen Uniformen, Wäsche, Stiefel und Konserven und verhaftete die Insassen unter dem Vorwande, sie hielten hier antibolschewistische Reden und Sitzungen. Die schnell herantelephonierten schwedischen Herren vom Generalkonsulat, die sofort im Auto erschienen, hielten Ansprachen und befahlen den Leuten sofort abzuziehen. Eine kalte höhnische Antwort war der Erfolg, und die Bande zog mit den Verhafteten davon; die schwedischen Herren waren machtlos. Unterwegs gelang es einem reichlichen Drittel der Verhafteten loszukommen, sie flohen zu uns und berichteten, wie es gewesen war. Dabei — und das ist die Hauptsache — mußten sie

leider gestehen, daß sowohl unter den roten Führern als im großen Haufen der Roten Garde eine nicht unbeträchtliche Zahl deutscher Mannschaften gewesen sei, die kamen, ihre eigenen hungernden Brüder zu verhaften. So weit hatten Not, Verblendung und die überall um sich greifende Zügellosigkeit des schlimmsten aller Kriege die Gemüter schon damals verwirrt und verroht. —

Der Februar war herangekommen, als ich eines Tages wiederum still und ohne jemand ein Wort zu sagen, mich auf den Weg zum Stabe machte. Ich war lange nicht dagewesen, mein Werk daselbst war eigentlich getan. Nun hatte sich hier im Wandel der letzten Wochen immer mehr gezeigt, daß ich vielleicht dem Vaterlande drüben jetzt besser nützen könne, als hier, wo meine Uhr immer mehr ablief. Ohne alle meine Kräfte der Sache zu geben, wollte ich nicht leben und hier war für mich nur noch wenig zu tun, seit von allen Seiten an der großen Sache gearbeitet wurde. Nun war ein Fortkommen auf gesetzliche Weise mit Paß und Ausweis ohne besondere Verbindungen damals ausgeschlossen; im besten Fall hätte ich monatelang auf den Erfolg warten können. Ich beschloß Arósieff um einen Extraausweis zu bitten. Kurz entschlossen trug ich meine erste persönliche Bitte vor. „Einen Ausweis? Wohin?" „Nach Hause." „O — — — das ist ausgeschlossen." „Warum?" „Sehen Sie, das müssen Sie verstehen. Es ist doch eben der Brest-Litowsker Vertrag geschlossen worden und Ihr Herr v. Kühlmann hat uns trotz unseres weiten Entgegenkommens nicht die geringsten Zugeständnisse machen wollen, hat im Gegenteil noch Forderungen aufgestellt." „Aber, Herr Arósieff, eigentlich war doch die Lage so, daß es dem Herrn v. Kühlmann wohl zukam, gewisse Forderungen zu stellen, Ihnen dagegen vielleicht nicht ganz, irgendwelche Ansprüche zu erheben, nicht wahr? So wie der militärisch-politische Erfolg sich für uns nun einmal gestaltet hat" .... antwortete ich zögernd und höflich. „Das ist eben der große Irrtum, Sie glauben uns gänzlich aufs Haupt geschlagen zu haben —" „Ja — aber — das haben wir doch —" „Wir sind anderer Ansicht." „Ja, was hat das aber mit meiner bescheidenen Bitte zu tun?" „Das, daß wir zurzeit Deutschland nicht das allerkleinste Zugeständnis bewilligen werden, nicht einmal die Auslieferung einer Privatperson, die dem Lande hier solche Dienste geleistet und es dort wohl weiter tun wird." „Aber ich kann, indem ich draußen meinem Lande diene, auch Ihnen dienen, indem ich auf meine Weise mithelfe, an zukünftigem Bündnisgedanken mitzuarbeiten. — „Wenn auch — wollen wir doch auf alte Weise ehrlich sprechen — Sie sind ja doch überzeugte Monarchistin und konservativ — für uns werden Sie ja doch nicht arbeiten; darauf aber kommt es jetzt an — —" „Herr Arósieff, ist bei Ihnen der russische Staatsbürger so ganz im Parteimann untergegangen?" „Staat? L'état c'est moi!" und er warf sich in die Brust. Ich sah ihn spöttisch lächelnd an: „Oho — das ist aber interessant, daß Sie sich grade den Wahlspruch dieses

Mannes auf Ihr Schild geschrieben, mein Herr Bolschewist." Er wurde verwirrt und besann sich, wollte etwas stammeln, aber ich ließ ihn in seinem „Sonnenkönig" stehen und wandte mich. Da sagte er noch: „Und noch eins, ich würde Ihnen nicht raten, es mit dem Fortkommen illegal zu versuchen; denn wir haben unsere Agenten überall, hier und an den Grenzen, und es dürfte Ihnen leicht begegnen, daß Sie wieder zurückgeschafft werden." Ich verbeugte mich lächelnd und, ihm für all sein sonstiges mannigfaches Entgegenkommen dankend, verließ ich den Stab, in den ich einen Winter hindurch so oft und mit so klopfendem und beschwertem Herzen gekommen war.

Ich wußte nun genau, was ich zu tun hatte, mein letzter „legaler" Versuch war mißlungen, jetzt blieb nur noch der selbständige Weg, nämlich die Flucht. Ich weihte nur meine Schwester in diesen Gedanken ein, den sie vollständig billigte. Weiter sprachen wir nicht viel darüber; es mußte jetzt ja eine ganze weit verzweigte Tätigkeit beginnen. Das machte ich wieder im Stillen, ohne Gerede und Fragen. Unter den österreichischen Offizieren des vorhin genannten Dwinskerspitals waren zwei junge Wiener, von denen besonders der eine mir persönlich sehr nahe stand. Beide wußten längst von meinen geheimen Absichten. Sie hatten schon damals erklärt, daß sie mitgehen würden und mein junger Freund wollte von keinem legalen Transport mit seinen Verschleppungen und seinem Hin- und Her etwas wissen. Auch hatte er es sich in seiner jugendlichen, etwas romantischen Ritterlichkeit vorgenommen, mich persönlich nach Deutschland zu bringen, zu schützen und als Schild vor mir zu stehen. Ohne ihn unternahm ich denn auch jetzt keinen einzigen Schritt. Er war gescheit und gewandt, konnte leidlich russisch, verstand es so gut mit den Russen umzugehen, daß das ganze 7. Kommando seligen Angedenkens alle seine Gesuche, Bitten und Wünsche durch ihn gehen ließ. Er kannte keine Furcht und keine Verlegenheit, wußte immer einen Ausweg, kurz, er war zum Leiter einer Flucht geeignet wie kein zweiter. Er nahm meine Sache in die Hand, gemeinsam mit ihm und nicht zu vergessen den beiden vorhin erwähnten österreichischen Ärzten, wurde ein ganzer Feldzug in Szene gesetzt. Außerdem waren unterdessen aus dem fernen Tschitá in Sibirien, einem der verlassensten und hoffnungslosesten Lager, zwei entflohene ungarische Hauptleute eingetroffen, die gern einwilligten, mitzugehen. Das war mir lieb und angenehm des größeren Schutzes wegen, den diese zwei, wenn auch verdächtig militärisch aussehenden aber auch baumstarken und gereiften Männer, versprachen. Es mußten nun vor allem falsche Papiere für mich beschafft werden — die Offiziere hatten sich alle schon für frühere Möglichkeiten solche zugesichert. Das wurde scheinbar ohne mein Wissen langsam auf dem dänischen Konsulat vorbereitet, wobei dort alle ein Auge zudrückten. Eines Tages eröffnete mir einer dieser Ärzte ich könne kaum als „Ich" reisen, da überall Agenten und Spione seien, und man mich zu gut kenne, also es bliebe mir

nichts anderes übrig, als in Verkleidung zu fliehen und zwar als arme galizische Bäuerin — dementsprechend müsse nicht nur mein Aufzug, sondern mein Gepäck — ein kleines Lumpenbündel — und mein Benehmen während der Fahrt sein. Auch müsse ich drei Photographien in dieser Verkleidung zu meinen Papieren liefern. Hatte ich nun weder vor Verfolgung und Entdecktwerden noch vor Strapatzen und Mühsal, die meiner warten dürften, auch nur die geringste Angst, so entsetzte mich diese Rolle aufs äußerste! Ich fühlte mich ihr gar nicht gewachsen, wußte, daß ich alles verderben würde, verfügte über die Eigenschaften dieses Fluchttypus gar nicht und erklärte meinen Herren, ich würde sicher alle meine Fluchtkameraden in die Patsche bringen, indem ich eine verdächtige Bäuerin mimte. Sie sollten mich doch nur ganz still und unauffällig mich selbst sein lassen. Sie bestanden darauf, und eines Tages schlichen wir denn wie Verbrecher mit meinem jungen Wiener Freunde zu einem lichtscheuen Winkelphotographen, der mich in meinem Fluchtaufzuge — ein mächtiges wollenes Umschlagetuch mit langen Fransen, um Kopf und Oberkörper hinten mit großem Zipfelknoten gebunden, vorn tief in die Stirn gezogen, aufnahm, wobei die Miene der vom Unglück Verfolgten, Verschleppten sehr unfreiwillig und natürlich herauskam, denn ich war unglücklich über das ganze Theater! Man kann sich meine Erleichterung denken, als ich kurz vor der Flucht eines Tages die Nachricht bekam, sie hätten es untereinander besprochen und ich möge denn also ohne „Galizien" einfach als gewöhnliche Sterbliche den Wurf wagen. Eine wahre Bergeslast fiel mir von der Seele. Jetzt fürchtete ich nichts mehr. — Wir wollten über die polnische Grenze bei Orscha fliehen. Dort waren die letzten Trupps von uns bekannten Mannschaften und einige Offiziere herübergeflohen, und wir hatten gute Nachrichten über ihr müheloses Durchkommen durch die gänzlich gleichgültigen russischen und die sie froh aufnehmenden deutschen Posten gehabt. So griffen wir mit beiden Händen zu, als sich uns in dem Neffen unseres alten russischen Hausfaktotums Marischa, welcher Eisenbahnzugführer zwischen Moskau und Orscha war und schon einige kleine Trupps flüchtiger Kriegsgefangener hinübergeleitet hatte, ein erfahrener Helfer darbot. Nun hatten wir oben in meiner Mansarde hinter verschlossenen Türen eine Verschwörungssitzung geheimster Art. Alle Einzelheiten wurden besprochen, er zeigte sich zu allem willig, gab uns aufs genaueste alle Vorsichtsmaßregeln, erklärte uns die Lage in Orscha, hoffte das Beste für uns, behielt sich aber natürlich alle in dieser Zeit immer denkbaren schlimmen Möglichkeiten vor. Dann ging es an das unerläßlich ausgedehnte Feilschen um den Lohn, hier immer ein ganzes Theater von Zeremonien und Redensarten. Da die Wage hier aber ungleich schwankte, indem wir um jeden Preis fort wollten und mußten, und er das wußte, so verkauften wir uns ihm. Er war im übrigen ein völlig zuverlässiger Mensch, die Sache kostete 500 Rubel, und nun

warteten wir nur noch auf seinen Wink, an welchem Tage wir die Reise würden antreten können. —

XIV.

Die Flucht.

Es war am 10. April 1918, als wir unsere Flucht antraten. Das wenige Gepäck, das wir mitnehmen durften, jeder ein kleines Handköfferchen, war längst vorher heimlich auf den Bahnhof geschafft worden. Der letzte Tag verging bis zur allerletzten Minute mit Briefschreiben und Geldsendungen nach Sibirien. Dann ein kurzes Losreißen, und liebendes Abschiednehmen von dem Dachzimmer oben, in denen sich so viel Großes abgespielt. Das Scheiden von den Meinen — so schweren Herzens in der Mörderhöhle zurückgelassen, in eine ungewisse Zukunft hinein — dann ging ich mit meinem jungen Neffen und einem Handsäckchen am Arm — „etwas spazieren". Denn immer unter der Möglichkeit des Überwachens stehend, wäre es gefährlich gewesen, gerade von Hause aus, sich in einen Schlitten zu setzen und zum Bahnhof zu fahren. Wir gingen am Nachmittag um 5 Uhr fort, schlenderten durch einige Straßen und stiegen dann wie gelegentlich, in eine Droschke, die mein Neffe mit nicht allzu lauter Stimme zum Bahnhof beorderte. Meine Gefährten waren unterdessen jeder einzeln gleichfalls auf die Bahn gefahren und irgendwo sah man den einen oder anderen warten, im Wartesaal III. Klasse, auf dem Vorplatz, in einem Gang, keiner den anderen kennend, alle in Zivil, kleinbürgerlich, aber anständig angezogen. Mein Neffe und ich gingen einmal durch den ganzen Bahnhof, versicherten uns mit einem leisen Zucken der Wimpern, unserer gegenseitigen Gegenwart und setzten uns dann still auf eine Bank auf unseren Zugführer wartend. Dieser erschien dann auch bald. Er kümmerte sich absichtlich, um keinerlei Aufsehen zu erregen, um keinen der anderen, zumal auch wir allein ausschließlich russisch sprachen; er bedeutete uns, hier still zu warten. Wenn der Zug hinten im Dunkel vorgefahren käme, würde er es uns, wie auch unbemerkt den anderen — sofort sagen, damit wir, bevor dem Publikum geöffnet würde, hinein konnten in ein Dienstabteil III. Klasse, das er für uns bereitstellte. So war es denn auch. Nach einiger Zeit kam er wie unversehens an uns vorbei, blinzelte uns mit den Augen zu, ihm zu folgen, und wir schritten zum völlig dunklen Bahnsteig, stiegen in den ungeheizten dunklen Zug, der noch ganz leer war. Um uns alles still, niemand beobachtet uns. Uns auf dem Fuß folgten, gleichfalls kein Wort sprechend, meine Gefährten. Wie wir an die Tür des kleinen Dienstabteils für vier Personen treten, quillt uns ein durchdringender Menschenbrodem entgegen und im dunklen, Kopf an Kopf, sitzen da Weiber und Kinder. „Was soll das heißen!?" frage ich leise russisch, worauf sie alle aufstehen, sich ehrerbietig verneigen und stillschweigend den Zug verlassen. Der Zugführer steht hinter mir und grinst gutmütig — es sind seine Anverwandten, die

er von Mittag an dort hat sitzen lassen, damit das Abteil nicht besetzt würde, lüften kann man nicht. So setzten wir uns alle still zueinander und nahmen noch die letzten „Befehle" unseres Kommandeurs entgegen: Solange wir nahe bei Moskau sind, nichts sprechen, kein Licht machen, später auf den Stationen nie aussteigen, uns nicht einmal an den Fenstern zeigen, möglichst leise sein, er würde uns alles mögliche bringen. Ein kurzer Abschied von meinem Neffen; das letzte „hiesige" Gesicht verschwindet. Ich bin allein mit den Fluchtgefährten. Eine lautlose, etwas beklommene halbe Stunde im Dunkeln. Ab und zu Geflüster, dann füllte sich der Zug, Massen drängten und stießen sich, zerlumptes, verwahrlostes Gesindel (— viele mit verdächtig unslawischen Gesichtern), endlich ein Ruck, ein Pfeifen — der Zug setzt sich in Bewegung — Moskaus Türme verschwinden langsam — langsam zergehen die Kuppeln im Nebel. So war der große vier Jahre lang erbetete, erkämpfte Augenblick gekommen, wo „die letzte Zwiebel" verschwand. — Wir hatten unsere Kostbarkeit, unsere einzige Flasche Wein entkorkt, und feierlich und stumm machte unser Glas die Runde. — Vier Jahre lang an dieses Land des Fluches und der Qual gekettet. — Endlich frei — fort — um nie, nie mehr wiederzukehren. Nie vergessene Stunde. Nun kamen fast dreißig Stunden Weges bis Orscha. Wir sprachen wenig, saßen und lagen in unsere Pelze gewickelt, in Rußland war noch völliger Winter, — aßen und tranken von unserem gemeinsamen Vorrat, waren froh, und etwas — nervös. Besonders je näher wir dem verhängnisvollen Orscha kamen. Ich hatte innerlich von Anfang an das Gefühl, es wird nicht so glatt, wie prophezeit, in Orscha abgehen. Es traf ein. — —

Als wir am 11. April abends in Orscha ausstiegen, natürlich nicht die Bahnstation berührend, sondern mit unserem bißchen Gepäck und unserem Zugführer direkt den Bahndamm entlang, bei fast völliger Dunkelheit gingen, stand plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, ein Kerl vor mir. — Offenbar ein roter Gardist, der (mich nicht erkennend) mich vorn an der Brust packte und schüttelte: „Kudá Idjósch bába!" (Wohin gehst Du, Weib!). Ich war einen Moment betroffen, antwortete dann aber ruhig: „Du siehst ja, dahin wo alle gehen, hinüber", woraufhin er — o heiliges Rußland! — sofort von mir abließ, sich dreimal bekreuzigte und eine ehrfurchtsvolle Entschuldigung murmelte. Er hatte mich im Dunkeln wohl für eine Schmugglerin mit Mehl oder Schnaps gehalten und erkannte jetzt, an Aussprache und Pelz eine „Bárynia" (Gnädige Frau). Das erschreckte ihn. Keineswegs aber der Hinweis auf Hinübergehen, der ihm ganz gleichgültig war! Nun blieben meine Leute stehen. — Und ich sah sie etwas erregt mit dem Zugführer flüstern. Es war, wie ich gedacht. In den letzten Tagen war eine große Zahl flüchtiger deutscher Mannschaft hier aufgefangen worden. Infolgedessen war der ganze Bahndamm und der sonstige Postenstand mit roter Garde besetzt. Wir konnten den gewöhnlichen kurzen Weg nicht nehmen, sondern mußten

einen größeren Umweg machen. Nun ging es los. Der reine Schmuggleraufzug. Vorn unser Zugführer, hinten ein gemieteter polnischer Knabe mit dem Gepäck, in der Mitte wir hintereinander in Abständen, zuletzt ich, fest am Arm gehalten von meinem kleinen Wiener Freunde, der mich keinen Augenblick aus den Augen ließ und für mich haftete. Es war eine wilde Reise, und noch heute weiß ich nicht, wie ich sie überstand. Starke drei Kilometer Wegs in rabenschwarzer Nacht, bald durch dichten Wald und Gestrüpp — Baumäste schlugen uns ins Gesicht — man stolperte über Wurzeln — dann plötzlich ein Sumpf — bis an die Knöchel — ein Gummischuh bleibt stecken — macht nichts — weiter, der Zweite — nur weiter — im leichten kleinen Schuh. Auf einmal bis zur Wade im Wasser. Ein übersehener Graben — eiskaltes Naß haftet an den Knien — weiter — einen Bahndamm hinauf, über zerbrochene Schienen — wieder hinunter, vorwärts, vorwärts — knacks, mein Schirm, mit dem ich mich durch Sumpf, Schnee, Kot getappt, bricht entzwei, fortgeschleudert. — Vorwärts. „Ich kann nicht mehr. —" Die Luft ging mir aus, ich war herzleidend. — „Sie müssen gnädige Frau!" Hinter uns immer die Gefahr der roten Garde. — Atemlos, nur vorwärts. Eine Erregung, die zu groß war, um einen Ausdruck zu finden, die wortlose, zum Bersten gespannte ... dann plötzlich — halt. Ich höre Anruf und Antwort hallen. Ehe ich mich besinne, stehen um uns, wie aus dem Boden gestampft 10—12 untersetzte Gestalten. In der tiefen Dunkelheit auf weitem Felde. — Mit einer unbekannten Kopfbedeckung von Eisen, wie die Wächter zu Eger im Wallenstein ... Ein Raunen unter meinen Leuten und auf einmal zu mir: „Gnädige Frau, wir sind auf deutschem Boden!" Wir fielen uns in die Arme, lachend und weinend. — Es war zu viel. Dann wende ich mich zu den Leuten: „Leute seid Ihr wahrhaftig Deutsche?" „Jawohl, Berliner!" Es ging wie ein Zucken durch meine Brust, vier Jahre, vier Jahre —. Dann geleiteten sie uns durch die Dunkelheit einen Feldweg entlang bis in eine große Holzscheune. Das provisorische Flüchtlingsobdach für Offiziere, während draußen unter eingerammten Pfählen und Schindeldach auf Brettern eine notdürftige Unterkunft für die entflohenen Mannschaften errichtet war. In dem großen Raum fanden wir wohl gegen 35 flüchtige deutsche und österreichische Offiziere; alle mit demselben Zuge gekommen. Aus allen Teilen Rußlands und dem fernsten Sibirien, viele, gänzlich verwahrlost, halb zerlumpt, halb verhungert und erfroren mit Schmutzkrusten bedeckt. Das war ein Begegnen! Ein Begrüßen, ein Jubel, eine Erregung! Was hatten diese Leute alles hinter sich. Was stand in ihren Zügen, ihren Stimmen geschrieben! Man setzte sich auf die Holzbänke an dem langen Tisch, jeder holte heraus, was er noch hatte, Wurstzipfel und Käserinden, Kakaoreste und Brotstücke, ja sogar ein Bodensatz Cognac. Man aß, — man lachte und weinte — dann starrte man wieder vor sich hin, als wartete man, doch endlich wieder in seinem alten Bett, im Lager oder Spital zu

erwachen. Sah sich wieder im Kreise um, schauerte in stiller Erregung zusammen. — Endlich wohl gegen drei Uhr morgens schlich einer oder der andere in irgendeine Ecke, man machte sich mit seinem Mantel oder Pelz ein Lager auf den Brettern und warf sich drauf, fiel in einen totenähnlichen Schlaf. Im Morgengrauen auf einmal — Gesang draußen —. Ich sprang auf, lief unbemerkt hinaus — es waren die Mannschaften, die, um sich zu erwärmen, zu singen begonnen hatten. Und es war „Deutschland, Deutschland über alles" —. Das Lied, das wir alle vier Jahre lang, nie hatten singen, kaum denken dürfen, das ich zum allerersten Male von Anbeginn des Krieges ja in Feindesland hörte, das alte heilige Deutschenlied. Damit wurden wir geweckt. Es kam aus schüchternen Soldatenkehlen. Von lauter zerlumpten, von Frost und Hunger geschüttelten armen Teufeln. —

Den Tag über mußten wir in Orscha bleiben. Erst abends ging unser Zug weiter nach Minsk. Meine Offiziere hatten sofort auf der Kommandantur von mir gesprochen und gebeten, mich, obgleich Zivilperson, im Militärzuge mitnehmen zu dürfen, was freundlichst gestattet wurde. Nun ging es weiter nach Minsk, wieder eine Nacht und einen Tag. Dort blieb ich liegen. — Ich konnte nicht mehr, war völlig erschöpft. Mein kleiner österreichischer Kamerad, der sich gelobt, mich bis zum letzten Augenblick nicht allein zu lassen, wich nicht von mir. Die andern Gefährten mußten weiter in ihr Quarantänenlager. Ich wollte einige Tage in Minsk im Hotel bleiben, um etwas Atem zu holen. Wie wir in die Stadt hereinfuhren — wieder war es fast Nacht — sah ich am Ende einer langen Straßenzeile oben an einem großen Gebäude etwas mächtiges dunkles auf- und niederrauschen — die deutsche Fahne Schwarz-weiß-rot, das erstemal ungehindert sieghaft! Beim ersten Tagesgrauen im Gasthaus — klopft es an meine Tür: „Gnädige Frau ziehen Sie sich schnell Ihren Schlafrock an und kommen Sie heraus. Das müssen Sie sehen." Heraus — auf den Balkon — und da Liliencron's „In Schritt und Tritt und Tritt und Schritt" eine ganze Kompagnie, wohl von einer Übung kommend, die Straße dröhnt. Das waren sie, die ich vier Jahre lang nie anders gesehen als wie an Krücken humpelnd, in Lumpen, verwüstet und bleich — einen anderen deutschen Soldaten kannte ich ja nicht. Diese hier, diese eisern auftretenden, geradeaus sehenden, mit den braunen Gesichtern und diesen typischen, in die Weite blickenden entschlossenen stahlblauen Augen. Das waren sie! — Die Sieger von Tannenberg und Riga, die Eroberer einer halben Welt. Das Herz schwoll mir. —

Nun Telegramme nach Deutschland und Österreich an die Liebsten. Die ersten Lebenszeichen, die man sich seit 4 Jahren geben konnte. Den halben Tag auf der Straße, um überall die Zeichen deutschen Sieges, Aufschriften und Fahnen, deutsche Offiziere und Soldaten frei und unzerlumpt umhergehen zu sehen! — Nach drei Tagen Rast ging es nach Wilna, wo wir die Weisung für unser Quarantänenlager bekommen sollten. Wilna war eine harte Station auf unserem

abenteuerlichen Wege. War es uns bisher auf der Kommandantur immer sehr gut gegangen, indem ich überall das ritterlichste Entgegenkommen gefunden hatte, so stieß ich hier zum erstenmal auf mißtrauische Kälte und erfuhr nicht das geringste Zugeständnis, wurde im Gegenteil von meinem jungen Beschützer getrennt und jeder von uns in ein anderes Flüchtlingsheim gesteckt, das so ziemlich einem Gefängnis gleichkam, und aus dem ich mich eigentlich keinen Schritt rühren durfte. Auf eine fast ungenießbare Kommiskost angewiesen und auf einen Strohsack und Tisch als einziges Möbel beschränkt. Alles das, nachdem wir die erste Nacht unserer Ankunft in einer wahrhaften Höhle von Schmutz, Ungeziefer mit dem schlimmsten Auswurf von Flüchtlingen aus Galizien und Rußland auf einem Holzbänkchen, in schlimmster Stickluft hatten kauern müssen. Ich wurde fast wie eine Hochstaplerin behandelt. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich kurz entschlossen, an verschiedene hohe Persönlichkeiten, die ich in Berlin hatte, bzw. an den Generalstab schrieb, mit der Bitte mich womöglich von der vorschriftsmäßigen, dreiwöchentlichen Quarantäne zu befreien. Während ich in Minsk nur den Eindruck sieghaften Deutschtums in mich aufgenommen hatte, fiel mir in Wilna, die stark demokratische Haltung der deutschen Mannschaften — ich hatte mit den Ordonnanzen meiner Flüchtlingsbaracke viel zu tun — auf. Die Art, wie sie über die Bolschewisten und über den Krieg redeten, gefiel mir nicht und gab mir zu denken. Nach vier Tagen kam der Befehl, ich müsse nach Grodno in das mir zustehende Quarantänelager, während mein kleiner Österreicher dableiben sollte, um allmählich auch in sein Militär-Quarantänelager abgeschoben zu werden. Mir war beklommen zu Mute. Was wartete meiner noch. — Und diesmal zum erstenmal allein. Ganz ohne Schutz und körperlich sehr herabgekommen. Ich fand in Grodno eine ganz andere Stimmung. Auf der Kommandantur einen überaus liebenswürdigen wohlwollenden preußischen Hauptmann, der meine ganze Lage sofort voll begriff und nach wenigen Versuchen „streng vorschriftsmäßig" vorzugehen, bald von selbst alles fallen ließ, mir völlig freien Ausgang gewährte, einen Ausweis fürs Offizierskasino gab, damit ich dort jederzeit speisen konnte, mich in einem leerstehenden Offiziersquartier unterbrachte und mir in Gestalt eines kreuzbraven Westfalen, eine goldeswerte Ordonnanz zur Bedienung gab. Ich hatte es so gut, als man es unter diesen Umständen nur konnte. Ich schlenderte viel in der Stadt umher und freute mich, mit wie mitleidsloser Disziplin die Deutschen in dieses kleine verwahrloste Nest Ordnung gebracht hatten. Es schaute wie ein Schmuckkästchen aus, daß einem das Herz lachte. Als ich am vierten Tage meines Dortseins morgens in die Kommandantur kam, trat der Hauptmann mir mit ausgestreckten Händen entgegen: „Nun ich gratuliere." „Was ist los?" „Wissen Sie's denn noch gar nicht? Telegramm aus dem Generalstab. Sie sind sofort zu entlassen, können morgen nach Berlin." Ich wurde heiß im Gesicht. — Konnte es kaum

fassen. Nachher gingen noch Depeschen von General Falkenhayn nach Wilna, mir sofort die Freiheit zu geben. Es kam zu spät. Es geschah denen in Wilna aber doch ganz recht, daß sie von solcher Seite her, Aufklärung erhielten. Schon in Wilna war ich von Vertretern des Armee-Oberkommandos in höflichster Weise nach meinen Erlebnissen gefragt worden. Sie machten sich Notizen und stellten einen ganzen Entwurf zusammen. Viel ausführlicher geschah das hier in Grodno von der Militärpolizei aus. Sie erbaten sich einen ganzen Bericht über meine Moskauer Tätigkeit, um ihn dem Generalstab einzuschicken, und ich durfte dabei viel Erwärmendes hören. Am Morgen meines geplanten Abreisetages stand plötzlich wie ein Geist mein kleiner Fluchtkamerad vor mir. Mit sehr viel Gewandtheit und doch vorschriftsmäßig — mit Einwilligung seines Regimentsarztes hatte er sich freimachen und nach Grodno kommen können. Es war ein wunderschönes Wiedersehen, und gemeinsam nach alter Art traten wir die Reise nach Warschau an, wo wir noch einen Tag blieben und wo ich Gelegenheit hatte, die ziemlich scharfe polnische Feindseligkeit gegen alles Deutsche zu beobachten. Dann schlug für uns Alterprobte, Flucht- und Gefangenschafts-Kameraden, die Scheidestunde und ich stieg in den Zug nach Berlin.

Es war am frühen Morgen des ersten Mai, als mein Zug in die wohlvertraute Halle des Friedrichstraßenbahnhofs hereinrollte. Eine halbe Stunde später saß ich in einer deutschen Taxameterdroschke und fuhr hinein in die geliebten alten Straßen. Die Linden tauchten auf, von rechts und links schimmerten das Brandenburger Tor und das alte Schloß. —

Allein — völlig allein. — Aber im gelobten Lande. Auf dem gesegneten Boden. Weit hinter mir auf Nimmerwiedersehen lagen die Gefilde des Landes ohne Hoffnung. —

XV.

Heimgekehrt.

Nun war ich in Deutschland. Sah und erlebte alles selbst. Endlich! Ich drang allmählich in die Stimmung der Leute hinein. Ich lernte vieles bis in die Tiefe hinein kennen, Lichtes und Dunkles. Ich sah die Not und sah die Standhaftigkeit, erlebte die Schwere des Lebens, und die Zähigkeit des Widerstandes. Sah immer neue und neue, mit Blumen geschmückte Helme an die Front ziehen. Sah das stille Dulden der Frauen daheim. Sah auch die schwere Unterernährung in den blassen Gesichtern und der allgemeinen Abmagerung. Ich las zum erstenmal deutsche Zeitungen und tauchte tief hinein in deutschen Geist und deutsches Wesen. Wir alle drüben in Rußland hatten das Land in der großen Glorie gesehen, mit der schmerzvollen Liebe von uns Ausgeschlossenen, Verbannten umgeben. Diese anbetende Liebe, die größer war, als unser eigenes armseliges Leben hatte uns getragen, alle die schweren Jahre hindurch, wie auf Adlersflügeln.

Sie war nie versiegt, hatte nie, auch nur eine Minute, geschwankt. Jetzt sah ich die Wirklichkeit, und eben jetzt galt es, nicht zu versagen, sich zu bewähren. Ich kam auch nach Österreich für einen halben Sommer. Sah auch da die Wirklichkeit. Und nicht einen Augenblick trübte sich mir die anders geartete, aber nicht weniger gut begründete Liebe zu diesem armen, reichen Lande, und ich wurde ruhig und sah auf Rußland zurück. Die ersten Monate war mirs noch unmöglich, auch nur ein russisches Bild zu sehen, einen Ausdruck zu hören, an irgend etwas erinnert zu werden. Es krampfte sich etwas in mir zusammen vor Ekel und Verachtung. Dann lichteten sich allmählich alle Weiten, der nötige Abstand trat ein und eine große Ruhe kam über mich an Stelle der Anbetung und des Hasses. Ich sah Rußland, in dem ich 22 Jahre lang gelebt, wie es war. Sah nicht nur die Verzerrung, sondern auch die Tragik dieses unglücklichen Landes mit seinen Reichtümern und mannigfachen Gaben, die je und je gescheitert und zerschellt waren und es je und je weiter tun würden. Denn es war ein hoffnungsloses Land. Hoffnungslos nicht nur für alle die, die in seine Ketten gerieten, nein am hoffnungslosesten für sich selbst. Durch seine ganze slawische Veranlagung. Bereit zu jedem Aufschwung, unfähig zu jedem Durchhalten. Bereit zu allem Wollen, unfähig zu jedem Vollbringen. Überall Ansätze, nirgend eine Durchführung. Oben hie und da Kulturfragmente, unten faule Entartung oder unverfälschtes Barbarentum. Bestialische Roheit, neben weicher Gutmütigkeit und auch wirklicher heiliger Güte. Über allem die große durch Jahrtausende eingewurzelte tiefe Trägheit, die das Aufraffen gar nicht eigentlich wollte; es in keinem Falle mehr konnte. Und wenn wir an das zurückdenken, was diese Blätter gebracht, an das große, unsühnbar schwere Verbrechen, das dies Land an Deutschland, an deutschem Blut begangen, so bleibt uns nichts übrig, als auch hier Gericht und Sühne einer höheren Macht zu überlassen. 60—70000 Mann haben in den Einöden Sibiriens durch die Seuchen, auf den Transporten, in den Bergwerken und bei den Bahnbauten ihr Leben lassen müssen. Niedergemäht, *nicht* von der Riesensense unerbittlicher, aber gigantischer Kriegsgewalt, sondern von gemeiner Tücke, von Grausamkeit und von gewissenloser Vernachlässigung, für die es keine Entschuldigung gibt, nicht einmal die, über Menschenwägung schwebende alte des: „denn sie wissen nicht, was sie tun". *Denn sie wußten's nur zu gut.* Diese Blätter haben es an mehr als einer Stelle bewiesen. Uns bleibt nichts als der Glaube ans Weltgericht der Weltgeschichte. Und ich denke, es vollzieht sich bereits an diesem schuldvollen aber unglücklichen Lande. —

Meine Gedanken umfaßten abschließend noch einmal die Haltung des Baltikums in diesen vier Jahren. Und eine große Welle von Stolz umfaßte mich. Es hatte wieder einmal gezeigt, daß es ein Land war, leicht, bequem und genußsüchtig in guten Zeiten, aber zum äußersten Heldentum bereit, und fähig auch zum eisernen Durchhalten in den

großen Nöten des Lebens. Das Land des höchsten Idealismus, den ich je gesehen, des Idealismus, der sein Leben mit all seinen Anschauungen und seinem ganzen Tun auf Gefühlen aufbaut, wie auf Eisengrund, das durch jahrhundertelange Knechtschaft an Erlösung glaubte, diesem Gedanken, seine letzte Habe, seine letzte Lebenskraft hinopferte — „Deutschland über alles" — das war die eine, die große Losung. Für sie darbte und opferte man, für sie betete man, bis der große Tag der Befreiung kam, mit ihm ein Jubel, ein Danken, wie ihn die Geschichte der eroberten Städte noch nicht erlebt. Es bleibe diesem kleinen Lande der Ruhm, die deutschen Kriegsgefangenen bis zuletzt versorgt, in den ersten zwei Jahren völlig erhalten zu haben. Geliebtes deutsches Mutterland, nimmer vergiß das dieser Handvoll deiner treuesten Söhne. —

Ich sah mit offenen Augen Österreichs Wunden und schwere Schäden. Ich sah seine faulen Stellen und seine Dunkelheiten. Sah aber auch die hier weit unterschätzten Schwierigkeiten dieses verzwickten Staatsgebildes mit seinem Nationalitätengewirr, sah das Ringen und Leiden seiner besten Söhne. Sah die ganze Tragik der Konflikte und dachte: „Deutschland, halte und stütze die Ostmark mit Verständnis und richtigem Erfassen ihres eigentlichen Wesens, anstatt sie zu verurteilen. Ehe die slawische Welle unrettbar hereinflutet und beste germanische Kultur vergräbt."

Und ich sah Deutschland. Sah es ohne Verklärung, mit all seinen Schwächen und Unzulänglichkeiten. Sah schmerzhafte Einzelheiten, bedauernswerte Allgemeinheiten und war nicht „enttäuscht". Gott schütze uns alle Zeit vor der Schar der „Enttäuschten". Nicht das Land und die Verhältnisse, sie selbst allein sind schuld, an diesem traurigsten aller Seelenprozesse in großen Zeiten! Der wahrhaft Tiefwurzelnde, wirklich Mutige, wirklich Glaubende, wirklich Liebende, kann nie enttäuscht sein. Denn in ihm, nicht außerhalb liegen die Quellen seiner Kraft, die Wurzeln seiner Liebe und Begeisterung. Er sieht hinter, unter den Oberflächenerscheinungen, die Ströme des wirklichen tiefen Lebens rinnen. Unter der Halbheit und Uneinigkeit, der Unzufriedenheit und Nörgelei, der falschen Nachgiebigkeit und Schwäche sieht er die eigentliche, angeborene Kraft und Gesundheit. Die Zähigkeit und den Heldenmut eines Landes, das nie und nimmer zum Untergang bestimmt war, sondern zu harter, aber fruchtbringender Arbeit. Jetzt hieß es sich bewähren und fest stehen. Mehr als in den furchtbaren Jahren der großen Leidenschaften und des Heldentums in Rußland. Hier hatten wir uns als richtige Deutsche zu beweisen. Mehr und schwerer als im dramatischen Geschehen jener Verbannungszeit. Stilles festes Ausharren war stets schwerer als furchtloses Draufgängertum. —

Und ich sah zuletzt noch einmal zurück auf die, von denen diese Blätter handeln, auf meine Kriegsgefangenen. Es sind ihrer mehr als 80000 gewesen in den vier Jahren. Noch einmal sah ich

sie vor mir auferstehen. In einzelnen Bildern und zusammengeballt in große Massen. Ich sah die Soldaten und die Offiziere, die Jungen und die Alten, die Deutschen und die Österreicher. Und ich sage Euch, Deutschland und Österreich: Nicht genug könnt Ihr diese Männer hochhalten, die Hohen, wie die Geringen. Denn sie waren Helden im tiefsten und ergreifendsten Sinn des Wortes. Nichts mit der leuchtenden Strahlenkrone der Kämpfer, nicht mit den blutenden Vaterlandswunden, mit Sternen und Lorbeer geschmückt. Ohne Taten, ohne klingenden Ruhm und lautes Erleben. Jahr um Jahr haben sie zugebracht in Kerkern und Einöden, in Hunger, Kälte und Blöße. Sie haben Schläge und Fußtritte, Demütigungen und Grausamkeiten aller nur denkbaren Art kennen gelernt, und sie haben nicht mit der Wimper gezuckt. Nie ist ein Wort der Klage, unwürdigen Jammerns von ihnen gekommen. Wohl tiefe Niedergeschlagenheit, als es immer länger wurde, ab und zu ein bitteres Auflachen, ein grimmiges Aufeinanderbeißen der Zähne. Mehr nicht. Sie sind durch Tiefen der Not, des Leibes und der Seele gegangen, wie nur der es zu beurteilen vermag, der es mit angesehen hat, Jahr um Jahr. Nur der auch kann das glorreiche, stille Martyrium ermessen, der die Standhaftigkeit und Geduld mit ansah, mit dem sie es ertrugen. Sie waren so gut Helden, wie die im Schützengraben nur ohne den Ruhm jener! Ihnen gebührt die gleiche Anerkennung, der gleiche Ruhm, das gleiche Gedenken. Ihnen seien darum auch diese Blätter dargebracht in unverbrüchlicher Treue und stolzem Zusammenschluß.

Schlußwort.

Und dann kam der 9. November. Ein Zufall hatte es gefügt, daß ich morgens in der Stadt sein mußte. Ich stand am Potsdamerplatz als fuchtelnde Hände, erhitzte Gesichter sich die roten Plakate aus den Händen rissen, auf denen die „Deutsche Rupublik" mit großen Lettern proklamiert war. Man stand wie zu Stein geworden und begriff nicht — neues Raunen, Rauschen durch den Menschenwald mit den geröteten oder blassen Gesichtern, den funkelnden oder erlöschenden Augen. Neue Zettel, ein Schneefall von Zetteln, rauschend, knisternd, fliegend — „Abdankung des Kaisers, Flucht nach Holland."

Da zerreißt jäh etwas in der Brust, eine starke Lebenssaite springt — man stöhnt leise auf, man muß sich verstohlen an die Mauer lehnen, denn es wird dunkel um einen,

Deutschland — Deutschland — Deutschland.

Und dann kamen sie. Von weitem die ganze Leipzigerstraße herauf. Ein langer Zug, kein endloser, kein Wald roter Fahnen, keine begeisterten Gesichter, kein Theater, kein großer Schmiß. Kitsch. Oh armes deutsches Volk, du hattest so wenig Talent zur Revolution, deren große Geste fehlte dir. Einige Fähnlein, rote Kokarden und Armbinden, etwas Hurrageschrei, aber dafür eines, das die Schreiberin dieser Zeilen in der Brust fühlte wie eine gut treffende Klinge, — die nun daher geschritten kamen, man traute den eigenen, trockenen, heißen Augen kaum, diese gedunsenen, erhitzten Gesichter, diese rohen Mienen und wilden Augen, dies..... auf einmal so barbarisch Anmutende, es waren unsere Soldaten, mit der alten, heiligen, rot geränderten deutschen Mütze, die da drüben in der Wildnis für uns Jahr um Jahr das Sinnbild des Hehrsten und Reinsten gewesen, wofür man geblutet und gelitten. Gott, Kaiser, Vaterland, — war alles ein Trug gewesen? Alles umsonst? Alles dahin? Menschenherz, kannst du zweimal im Leben brechen?

Wie im Traum, willenlos, von brennender Hand geführt, unter dem Brandenburger Tor, die Linden hinab zum alten Schloß. Die rote Fahne dort und da, da sang es auf einmal in mir —

„Vom Turme, wo ich oft gesehen,
Hinunter in mein schönes Land,
Vom Turme fremde Fahnen wehn,
Wo meiner Ahnen Banner stand,....."

Deutschland, Deutschland — — —

Heimwärts, immer längs der Mauer, die Knie zitterten so arg. Was mußten die da drüben, die Ärmsten, hinter Stacheldraht, mit der einen rettenden Planke, das Vaterland, jetzt fühlen, wenn sie vernahmen „die traurige Mär"

„Daß Deutschland verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen, das tapfere Heer,
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen."

O Gott. Sei Deutschland gnädig.

Dunkelste Tage kamen. Alles wankte. Das Ende der Welt schien dem nahe, dem dies Land vier Jahre lang eine Gottheit gewesen.

Da fiel mir eines stillen Abends ein Goethewort in die Hand, ich las es viele Male und versank in tiefes Nachdenken.

„Habe verloren, einiges verloren.
Mußt Dich besinnen, Neues gewinnen.
Ehre verloren, viel verloren.
Brauch Deine Schwingen, sie neu zu erringen.
Mut verloren, alles verloren.
Wäre Dir besser, wärst nie geboren."

Nicht in der Begeisterung jener großen Jahre, drüben in Feindesland, nicht in der dramatischen Tätigkeit unserer Aufgabe, auch nicht im Leiden und Bluten für den heiligen Gedanken lag das letzte Bewähren, das wirkliche Deutschsein. Sondern hier, heute, jetzt — hier bei diesem besiegten, hadernden, diesem verachteten, diesem in die Knie gebrochenen und vor Überleistungen ehrlos gewordenen Deutschland, bettelarm und geliebter denn je. Man hat die ganz große Liebe, oder man hat sie nicht. Hat man sie, so kann nicht Sturz noch Schmach sie ertöten, im Gegenteil — schmerzvoller wohl, aber mit noch tieferer Innigkeit liebt man. Läßt eine Mutter ihr verlorenes Kind — nimmt sie es nicht mit viel mehr Inbrunst in ihre Arme gegen eine Welt von Verderbern und Feinden? Deutsch sein ist treu sein, heißt es irgendwo. Das wäre das Eine.

„Gewinnt das deutsche Volk den Krieg, so ist es dem deutschen Volk zu gönnen, verliert es den Krieg, so gewinnt die deutsche Seele", schreibt Rudolf Hans Bartsch nach seiner großen nationalen Rundreise im Jahre 1917. Die deutsche Seele, das war es, worauf es ankam. Nicht die Schuldfrage an die Clemenceau und Foch, Lloyd George und Wilson und am wenigsten die Einzelbegriffe Ludendorff, Tirpitz, Bethmann und Wilhelm II., sondern einfach wir, wir alle zusammen und jeder einzelne. Die alte Wahrheit: „Vater ich habe gesündigt im Himmel und vor Dir." Mit Erwerbs- und Genußsucht, mit Großsprecherei und lautem Auftreten im Ausland. Luther, Kant, Fichte, Goethe, Bismarck, auch Beethoven und Schubert, Eichendorff und Mörike, Storm und Fontane, das war deutsches Wesen. So hatten Gott und die Natur uns ursprünglich gemeint und gewollt,

wir vergaßen es um 30 Silberlinge. Der Hahn hat dreimal gekräht und viele von uns gehen heute hinaus und weinen bitterlich. Aber lange nicht alle und damit allein ists auch nicht getan. Der's zuerst so gemacht vor 2000 Jahren wurde nachher der „Felsen".

„Nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch
Und welchen Gott trifft, der darf sinken,
Auch seufzen",

beginnt Kleist seine Verse und schließt sie:

„Doch solln wir stets des Anschauns würdig aufstehen."

Das können wir und das werden wir. Wenn nur jeder einzelne seine Aufgabe versteht, keiner sich für zu gering oder nutzlos hält. Alter und Jugend, Männer und Frauen, alle müssen hier die Hand an die Pflugschar legen für neue Saat und künftige Ernte. So wahr unsere Großen von Weimar, Sanssouci und Friedrichsruh ewig leben, so ewig sind die Begriffe von deutscher Tüchtigkeit und Treue. Deutsches Pflichtgefühl, Reinheit und Mannhaftigkeit, sie können wohl verschüttet sein, nie verdorren. Nur jener starke Glaube an das Ewige in uns kann siegen. Wir mußten hinab, wir Verirrten, Abschüssigen. — Aber der alte Geist von 1813, der sich heute in Schleswig, Ostpreußen und Schlesien leise zu regen beginnt, führt uns hinauf.

Darum noch einmal, Durchhalten, Volk Armins und Bismarcks.

Ende.

Werke von Prof. Dr. H. Freih. von Liebig:

Der Betrug am deutschen Volk

Geh. Mk. 12.—, geb. Mk. 16.—.

In sieben Abschnitten erörtert Liebig in seiner prächtigen, logisch zwingenden Art die Hauptfragen, die heute unser Herz bewegen: Schuld am Kriege, Parteielend, Wilsonschwindel, Erzbergerei, Herrschaft Alljudaans, Republik und Demokratie usw. Jeder, der die heutigen Verhältnisse als Schmach empfindet, wird das Buch dankbar begrüßen und weiter empfehlen.

Wege zur politischen Macht

Preis geheftet M. 16.—, gebunden M. 21.—.

Der Verfasser hält in seinem neuen Werk vor allem den eigenen Gesinnungsgenossen, den Völkischen und Nationalen, einen Spiegel vor. Schwere Unterlassungssünden der nationalen Parteien, ihrer Presse und ihrer geistigen und materiellen Stützen, der Intelligenz und des Unternehmertums werden aufgedeckt. Dieser Kritik steht eine Menge leicht durchführbarer und Erfolg versprechender Besserungsvorschläge des Verfassers gegenüber.

Die

Politik v. Bethmann Hollwegs

Das B-System vor und im Krieg. Preis: geh. M. 12.—, geb. M. 16.—.

Der Verfasser entwirft uns ein treffendes Bild von den Fehlern, die in unserer auswärtigen Politik vor dem Kriege gemacht worden sind und deckt alle die groben Fehler auf, die Herr von Bethmann nach außen und im Innern während des Krieges begangen hat. Das Buch Liebigs wird nicht nur für den Politiker, sondern auch für den Geschichtsforscher eine der wertvollsten Quellen zur Beurteilung der Dinge bleiben, die letzten Endes den Zusammenbruch des Reiches nach sich gezogen haben.

Was kostet uns der Friede von Versailles? 2500 Milliarden!

Von **Paul Dehn.** Preis M. 3.30.

In knapper Form sind hier die erpreßten Bedingungen unserer Feinde dargestellt und erläutert; die Schrift hebt das Wichtigste hervor und ist trotz ihrer Kürze umfassend.

Die Versailler Friedensbedingungen

Ein Lichtbildervortrag mit erklärendem Text in 58 Darstellungen von **Paul Dehn.** 2. Aufl. Preis geheftet M. 3.30.

Die beste, äußerst anschauliche Darstellung der ungeheuren feindlichen Forderungen in Wort und Bild. Die Schrift eignet sich ganz außerordentlich zur Aufklärung des Volkes. Von sämtlichen Bildern sind Diapositive angefertigt; diese liefern wir zu M. 500.— käuflich, leihweise zu Lichtbildervorträgen zu M. 75—.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26

Der Zusammenbruch der österr.-ung. Wehrmacht

dargestellt an Hand von Akten des k. und k. Armeeoberkommandos

Herausgegeben von **Gen.-Maj. d. R. Hugo Kerchnawe** (Wien)

Preis geheftet M. 20.—, gebunden M. 26.—.

Das Buch bringt rein sachlich und unparteiisch die in den Akten der österreichisch ungarischen Heeresleitung enthaltenen amtlichen Meldungen, Berichte und Befehle. Es ergänzt sie durch die diplomatischen Aktenstücke, die wichtigsten Pressestimmen und die Parlamentsberichte und gibt so ein ungeschminktes Bild dieser dunkelsten Stunde einer alten und ruhmreichen Armee.

Besonderes Aufsehen erregen wird der hier zum ersten Male abgedruckte Bericht der italienischen Heeresleitung über ihre Schlußoffensive.

Die Ursachen unserer Niederlage

Erinnerungen und Urteile aus dem Weltkriege

von General der Infanterie **Alfred Krauß** (Wien).

2. durchgesehene Auflage. Preis geheftet M. 20.—, gebunden M. 26.—

Der Verfasser ist einer der bekanntesten österreichisch-ungarischen Heerführer. Als Vernichter der serbischen Timokdivision im Jahre 1914, vor allem aber als Generalstabschef des Erzherzogs Eugen und beim Durchbruch von Flitsch hat er sich größten Ruhm erworben.

Generallt. von Cramon in der „Kreuzzeitung": Die Kurzsichtigkeit des letzten Trägers der Habsburgischen Krone hat sich bitter gerächt, und bei der Lektüre der überaus klaren, sachgemäßen, zutreffenden und weitblickenden Ausführungen des Generals Krauß kommt man ganz unwillkürlich zu der Überzeugung, welches Glück für die Donaumonarchie und das mit ihr verbündete Deutsche Reich es gewesen wäre, wenn ein Mann von der Bedeutung des Generals im Kriege die Zügel der Regierung beim Armee-Oberkommando übernommen hätte.

General d. Kav. von Bernhardi im „Tag": Der Verfasser zeigt sich hier als klarsehender deutscher Patriot, als einsichtsvoller Soldat von großen Gesichtspunkten, als einer von denen, von denen das wahre deutsche Volk noch manches Große und Erhebende erwarten kann: nicht bloß Worte, sondern Taten.

Wissenschaftliche und sittliche Ziele des künftigen Deutschtums

Zwölf Vorlesungen, gehalten im Sommersemester 1919 an der technischen Hochschule in Aachen

Von Professor **Dr. M. Semper.**

Geheftet M. 7.—, gebunden M. 12.—.

Wie einst Fichte, so treibt nun auch die schwere Not des Vaterlandes Semper dazu, Wege zu suchen, die den deutschen Geist aus dem politischen Zusammenbruch des deutschen Reiches erretten können, um damit die Grundlagen für einen künftigen wirtschaftlichen und politischen Aufstieg zu bauen. Er fordert in allem eine unserer deutschen Geistesart entsprechende wissenschaftliche Arbeit — ohne diese ist keine Rettung möglich.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26

Der Massenmord in der rumänischen Gefangenenhölle Sipote

Von Pfarrer **Hans Krieger.** 2. Aufl. Preis M. 2.—.

Das Erschütterndste, was bisher an Gefangenenschicksalen berichtet wurde, ist hier geschildert. Von 17 000 deutschen und österreichischen Gefangenen verließen nur 4000 lebend diese Hölle, in denen ihre Kameraden unter furchtbarsten Qualen zu Tode gemartert wurden.

In französischer Gefangenschaft

Von **R. S. Waldstätter.** Preis Mk. 2.—.

Urteil eines Neutralen über die schmähliche Behandlung deutscher Gefangener in Frankreich.

Wie wurden wir ein Volk? Wie können wir es bleiben?

Von Geheimrat Professor **Dr. Dietrich Schäfer**

Preis M. 4.50, gebunden M. 7.50.

Deutsche Zeitung: „Allein der geschichtliche Abriß, der die erste Frage des Titels beantwortet, ist in dieser klassischen klaren Form ein unverlierbarer Gewinn für jeden Fachpolitiker und jeden besorgten Deutschen überhaupt. An der Hand des besten Führers durchwandeln wir Vergangenheit und Gegenwart der deutschen Geschichte."

Deutschlands Zukunft

Aufgaben und Ziele

Von **Korvetten-Kapitän Ehrhardt**

Kommandeur der ehem. 2. Marine-Brigade

Preis M. 3.—.

Die Schrift enthält neben der schroffen Ablehnung des Versailler Vertrages eine scharfe Abrechnung mit unseren inneren Feinden und unserem parlamentarischen Berliner System. Es liegt im allgemeinen vaterländischen Interesse, daß die Schrift von allen Volksschichten gelesen wird. Massenbezugspreis vom Verlag zu erfragen.

Generalfeldmarschall von Mackensen

Von Bukarest bis Saloniki

Nach Miterlebtem und an Hand von Urkunden dargestellt

von **Max Luyken,** Hauptmann beim Stabe des Oberkommandos.

Mit einem Bildnis. Preis M. 5.—.

Das Buch enthält eine spannende Schilderung des schwierigen Rückmarsches der Armee Mackensen. Die Einzelheiten über die Zurückhaltung des hochverdienten Generals in Saloniki und seine schmachvolle, unwürdige Behandlung sind ein wertvoller Beitrag zur deutschen Gegenliste.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26



Im Felde unbesiegt

Der Weltkrieg in Einzeldarstellungen

Herausgegeben von
General der Infanterie
G. v. Dickhuth-Harrach

Hübsch gebunden Bd. I M. 28.—; Bd. II M. 30.—.

Mitarbeiter: wie Hindenburg, Ludendorff, Mackensen, Liman von Sanders, Litzmann, Schwarte, v. Lettow-Vorbeck, Alfr. Krauß, Dohna, Haupt, W. Bloem, F. Schauwecker, L. v. Richthofen, v. Mücke, v. Zobeltitz, vom Feldmarschall bis zum Oberbootsmannsmaat schildern die Taten des deutschen Soldaten aller Waffengattungen auf allen Kriegsschauplätzen.

„Unbesiegt" ist kein Quellenwerk, keine Aktensammlung und keine Rechtfertigungsschrift. Es gibt eine lebensfrische, wahrheitsgetreue und volkstümliche Schilderung des ungeheuren weltgeschichtlichen Ringens des deutschen Volkes mit der ganzen Welt. Hier sprechen die Herzen der Mitkämpfer, ihre echten Erlebnisse lassen sich nicht wiederlegen oder verhöhnen, ihre Schilderungen sind Offenbarungen des deutschen Volksgeistes, die Ewigkeitswert haben.

Einige Urteile:

Ein vaterländisches Lesebuch, ein Hausbuch im bestem Sinne ist dies Werk, für Erwachsene nicht minder als für die junge Welt. An Großheit und Buntheit, an Spannung und an Abenteuerlichkeit übertrifft dies Buch alles, was wir Aelteren in einer friedlicheren Jugend gern lasen; dabei hat es den Vorzug, daß es Wahrheit ist und daß unser eigenes Volk, der Nächste, der Freund, der Vater es erlebt, erlitten und durchgeführt hat. So gehört dies Buch zu den vielen, die wir nötig haben, um unser Volk mannhaft zu erhalten.
Hamburger Nachrichten.

Die Auswahl ist sehr geschickt getroffen. Das Buch ist für Gebildete und Ungebildete gleichlesenswert und wird seinen Zweck erfüllen, dem Volke und dem kommenden Geschlecht Ansporn und Vorbild zu sein.
General Graf v. d. Goltz.

Auf See unbesiegt

30 Einzeldarstellungen aus dem Seekrieg

Herausgegeben von Vizeadmiral **E. von Mantey**

Mit 30 Bildern gefallener Helden. Preis gebunden M. 30.—.

Aus dem Inhalt: Vizeadm. v. Trotha, Mit Scheer auf der Kommandobrücke. — Admiral z. D. Souchon, „Goeben und Breslau". — Korvettenkapitän Firle, Vernichtung des „Goliath" vor den Dardanellen. — Kapitän z. See von Waldeyer-Hartz, Marinekorps vor Antwerpen. — Korvettenkapitän v. Capveln, Die Marine am Euphrat. — Korvettenkapitän Kinzel, Die schweren Marinegeschütze. — Kapitänleutnant Steinbrinck, U C 65 im englischen Kanal. — Korvettenkapitän Doflein, Kriegsfahrten einer Minensuchflottille. — Kapitänltn. Schiwig, Der letzte Kampf S. M. S. „Leipzig". — Korvettenkapitän Lützow, Versenkung der „Lusitania". — Korvettenkapitän Zander, An der flandrischen Küste. — Kapitänleutn. Moll, Fliegererlebnisse. — Korvettenkapitän Boehmer, Die Versenkung der deutschen Flotte in Scapa Flow. — Admiral Scheer, Schlußwort.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26